Novellen

und

Phantasieblüthen

von

LUDWIG BECHSTEIN.

Erster Theil.

Leipzig 1835,
bei Friedrich August Leo.

56. D.

P.o.germ. 79 uf/1.2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt:

Der Astralgeist.
Der Albino.
Der Rabe.
Der Versöhner.

Der Astralgeist.

1.

Die dumpfen Schläge der Stundenglocke von Notre-Dame in Paris verzitterten in der Nebelluft, die wolkengleich über der ungeheuern Stadt hing, und sie allmählig einschleierte. Es war Charfreitagabend, und das Volk strömte zahllos in die Kirchen, ein Gebet zu sprechen zum heiligen Leichnam Jesu. Matter Lichtschein umwob die Seitenaltäre in der Kirche Notre-Dame, aber den Katafalk vor dem Hochaltar umstrahlte eine hehre farbige Lichtfülle aus mehr denn tausend bunten Glasampeln, und dieser sanfte Glanz fiel auf das bleiche Todtenbild des Sanftesten, dessen Liebe und Milde die Menschheit so gottgleich umfaßte.

Zum gebenedeiten Herzen Jesu betete vor dem Castro Doloris auch eine junge Magd, schön und rein vom Angesicht, wie die ewige Jungfrau, die dem Todten das Leben gegeben. Ihre Seele war ganz bei dem Heiland und seiner heiligen Mutter; ihre Seele und alle ihre Gedanken.

Zwei Schritte von ihr kniete der Herzog von Guise. — Seine Lippen plapperten ein Ave Maria um das andere, seine Hände hielten ein kleines Brevier, auf Pergament geschrieben, mit Gold und köstlichen Miniaturen verziert, und in rothen Sammt gebunden, seine Augen aber sahen weder in das Brevier, noch auf den weißen Marmorleib des Herrn, noch auf den Erzbischof, der am Altar betete, sondern sie weilten unausgesetzt auf der blühenden Mädchengestalt der jungen Julion. Hinter dem Herzog stand sein Secretair, der Roué Bordalone, und seine Blicke folgten der Richtung, welche die seines Herrn genommen. Neben diesem stand der Kammerdiener Jeangris, ein alter, verschmitzter Bube, und von diesem Trio personifizirter Schlechtigkeit der Superlativ. Unter der Volksmenge, die sich vor dem Katafalk zusammendrängte, sah noch ein männliches Angesicht auch mit Blicken voll Zärtlichkeit auf die himmlisch-

schöne Julion, das ehrlich-deutsche Gesicht des Schlossergesellen Rüdiger, der die junge Magd herzlich liebte.

Julion erhob sich vom Gebet, und drängte sich durch die Menge; auch der Herzog erhob sich rasch, gab sein Brevier an Jeangris, und drängte dem Mädchen nach, ihm auf dem Fuße folgten seine Begleiter. Rüdiger aber ging neben der Geliebten, und bot ihr an der Thüre mit frommem Blick das Weihwasser. Die Anmuth ihrer Bewegungen, die liebliche Fülle ihrer reizenden Gestalt entflammte den Herzog zu den wildesten Wünschen. Er flüsterte Bordalone einige Worte zu, dieser neigte sich zu Jeangris, dieser grinste listig, und vor dem Riesenbau des Domes trennten sich die Verbündeten. Der Herzog ging mit dem Secretair nach dem königlichen Palast, Jeangris aber schlich dem Pärchen nach, welches die Insel verließ und über die Brücke nach St. Jacques, Arm in Arm und unter leisem Liebesgekose, eilte. Vor einem kleinen Hause blieben Beide stehen und flüsterten lange mit einander, dem lauernden Jeangris Zeit lassend zu allerlei Betrachtungen und beliebigen Flüchen.

„Daß Euch St. Denis Kopf unterm Arm er-

schiene, und auseinanderjagte! Daß Euch der Teufel hole! Muß ich hier stehen wie ein Narr in der kalten Nachtluft, und warten, bis es Euch beliebt, Euer Geschwätz zu endigen? Beim Blut des Herrn! Es ist verflucht kalt! Ihr freilich friert nicht, da ist Jugendhitze und Liebesfeuer!"

„Gute Nacht, mein lieber Roger!" sprach endlich mit süßer Stimme die holde Julion, und drückte den Herzgeliebten zärtlich an das klopfende Herz, ließ ihn aber noch nicht von sich, sondern sie küßten sich Beide noch eine Viertelstunde, während Jeangris in die Hände hauchte und mit den Füßen trippelte, denn die Charfreitagnacht war ungewöhnlich kalt. Endlich schieden die Liebenden von einander, und Jeangris merkte sich das Haus, in welches das Mädchen schlüpfte.

Der junge Gesell zog heiter und liebeglücklich seinen Weg, und sang leise vor sich hin aus einem deutschen Volkslied:

Der Knab nahm Urlaub von der Maid,
Sie sprach: Gott b'hüt Dich vor allem Leid!
Sie sprach: Fahr' hin, bis frisch und unverzagt,
Kämst wieder schier,
Wär' mein Begier,
Meines Herzens Zier! —

„Guten Abend, Freund!“ unterbrach Jeangris den Glücklichen: „Könnt Ihr mir nicht sagen, wo in dieser Gegend ein guter Trunk und eine Gesellschaft lustiger Gesellen zu finden ist? Ich bin so durstig, wie ein lechzender Hirsch, und möchte nicht allein trinken!“

„Das ist löblich von Euch gedacht!“ erwiederte Rüdiger: „ich gehe just in Meister Flüd's Keller, einen Nachttrunk zu thun, wollt Ihr mit, so findet Ihr, wonach Euch gelüstet.“

Hierauf gingen die Beiden mit einander wieder zurück, und stiegen in einem Haus, das am Ufer der Seine lag, in den Keller des Meister Flüd hinunter. —

Bordalone trat aus dem Zimmer des Herzogs, und rieb sich ungeduldig die Hände. „Nur Geduld, mein Prinz, nur Geduld,“ sprach er zu sich selbst: „Ich hoffe, Euch den Lustbecher vorkosten zu dürfen, wenn alles gut geht. Jeangris bleibt lange aus! Wer weiß, wo der alte Heuchler herumkriecht! Aber schön war das Mädchen zum Anbeten — nein, nicht zum Anbeten, zum Küssen! Sie muß unser werden! Aber, mein Prinz — erst ich, dann Ihr!“

Diesen Betrachtungen sich überlassend, harrte der Secretair eine lange Zeit, ehe Jeangris kam; und als dieser endlich erschien, stürmte er ihm mit einer Fragenfluth entgegen.

„Ich kenne ihn, er ist uns gewiß,“ berichtete Jeangris. „Er ist ein deutscher Tölpel, ehrlich aus Dummheit, und aus Ehrlichkeit dumm. Er ist so geschwätzig wie ein Mühlwerk, so durstig, wie ein Schwamm, so verliebt, wie ein junger Kater, und so gefräßig, wie ein Deutscher. Ich habe ihn mit Wein getränkt und mit Weißbrot und Ragouts gespeist, dafür ist er mein Freund geworden, und hat mich eine Stunde lang mit Erzählung seines Lebenslaufes ennuyirt. Seine Geliebte ist noch eine ungepflückte Rose, die er wie eine Heilige verehrt, heißt Julion, ist die Tochter einer armen Wittwe, und wohnt in einem kleinen Häuschen Rue St. Jaques.“

„Vortrefflich,“ bemerkte Bordalone: „diese wird unsern Scharfsinn kaum in Anspruch nehmen. Hier ist etwas, guter Jeangris, für Eure Mühe, von Monseigneur le Duc, und hier vortrefflicher Jeangris, das Doppelte dieses Sümmchens von mir, wenn Ihr mir die kleine Julion vorher zuführt.“

Jeangris dankte, verhieß und ging. Auf seinem Zimmer zählte er das Geld mit gierigen Blicken, und murmelte dazu: „Meinetwegen, aber, vortreffli=cher Bordalone, Ihr seid sehr klug, und doch nicht klug genug. Meint Ihr, Jeangris sei invalid? Setzt nur immer den Bock zum Gärtner! Erst ich, dann Ihr."

2.

Auf dem Platz du Temple wohnte der be=rühmte Chymiker La Pierre. Vor seinem Hause stand eine reichverzierte Sänfte, deren müßige Träger ein Gespräch hielten über die Ausrottung der ver=fluchten Hugenotten, und auf Heinrich den Dritten schimpften, weil er nach ihrer Ansicht zu mild war.

In dem geräumigen und etwas düstern Labora=torium des Meisters La Pierre saß dieser auf niedri=gem Schemel vor einem behelmten Glaskolben, der im glühenden Sandbad stand, und blickte unverwandt auf die dunkle Masse, die in dem Kolben kochte, zuweilen aufwallte und in dampfenden Blasen zer=platzte. Ihm zur Seite saß, gleich ihm mit auf=

merksamer Beobachtung des chymischen Prozesses beschäftigt, ein hoher Besucher und Freund geheimer Wissenschaft, der Cardinal von Guise, des Herzogs Bruder.

Von Zeit zu Zeit warf La Pierre auf die glühenden Kohlen unter der Sandkapelle eine Schaufel voll Asche, um die Gluth zu dämpfen, oder störte sie mit einem Feuerhaken wieder an, daß sie heller brannten, und regierte so mit weiser Hand die Wirkung des Elementes. Aus seinen bleichen Zügen sprach stille Ruhe und Geduld, nur aus dem Auge flog bisweilen ein Hoffnungsstrahl. Nicht so war es bei'm Cardinal. Dieser rückte auf seinem Sessel hin und her, sah bald höchst ungeduldig in den Kolben, bald schweiften seine Blicke durch das dämmerhelle Laboratorium, über die zahllosen Retorten, Phiolen, Tiegel, Gerippe und über die tausenderlei seltsamen Geräthschaften hin. Endlich nahm er das Wort: „Es ist nichts, Meister La Pierre. Ich habe auf Euch gebaut, mein Felsen, aber ich sehe, daß ich auf Sand baute, und daß Ihr den Philosophenstein nicht findet."

Der Chymiker verzog keine Miene, wandte keinen Blick von der Arbeit, antwortete aber ruhig:

„Eminenz, lasset gewähren das Chaos confusum, schon färbt der Sulphur den Aether im Helm goldgelb und die Krone bildet sich. Bald wird sich der rothe Drache erheben und die Jungfraukönigin Maja umarmen, daß sie aus dem Becher der Liebe den Universalgeist in sich trinkt, und aus dem Lilienschooß den Wundersohn, den göttlichen Mercurius, gebiert."

„Tröstet nur, Wundermann," sprach der Cardinal: „Tröstet nur mit der geheimnißvollen apokalyptischen Sprache der spagyrischen Weisheit. Wie oft schon habt Ihr so gesprochen, daß ich Euch immer nur halb verstanden habe. Bald ist es der Saturnus, der den reinen Sohn der Macht in seinem Leib haben soll, bald eine Mater alma, von der Ihr die Geburt des philosophischen Messias erharret, bald verheißt Ihr ein Alkahest, das Sol und Luna im siderischen Bade zeugen sollen; mir aber schwindelt der Kopf davor, und ich sage Euch, wenn Ihr nicht bald schafft, was uns Noth thut, so wünsche ich Euch den infernalischen Sulphur in den Hals hinein!"

„Eminenz," erwiederte leise der Laborant: „stört nicht das heilige Werk durch profane Rede. Seht, jetzt steigen aus der geblätterten Erde durch die Kraft

des Ferments der rothe Mann und das weiße Weib, und der Sulphur solvirt sich in seinem Oel, und der Gold-Saame, gesäet in die Terra foliata Tartari, wird glühend. Seht, wie das agens und patiens sich fliehen und anziehen, wie der Streit währt, wie jetzt Sol mit glänzenden Flügeln aus den Brunnenhöhlen aufglüht! Hermes hebt schon die geflügelten Füße!"

In der That ging jetzt in dem Kolben eine Veränderung vor. Höher wallte die braune Masse auf, und entwickelte stärkere Dämpfe; glühender ward in dem Helm der phosphorische Lichtschein, ein seltsames Knistern ward hörbar, ein dumpfes Pochen in der kochenden Fluth. Plötzlich begann ein blendendes Licht in Regenbogenfarben aufzustrahlen, und mit dem Ruf des Entsetzens: Jesus Christ! riß La Pierre den Cardinal, der ruhig und in freudiger Erwartung zusah, vom Sitz auf, und hinter ein hohes, dicht neben dem Destillirofen stehendes Kühlfaß, wo er sich bebend niederkauerte. In diesem Augenblick war es, als berste das Laboratorium nach allen vier Winden auseinander, so ein furchtbarer Schlag geschah, zugleich ergoß sich eine Helle wie ein Feuermeer über alle die Gefäße, die durch die ungeheure Erschütte-

rung in Masse zerbrochen zur Erde klirrten und prasselten, und den Laboranten versagte der Athem, und in ihren Ohren hallte es nach wie klingender Donner. Dann war es wieder düster, wie vorher; nur an den Wänden rings glühte mattes Licht, wohin das Chaos confusum geflogen war, dessen Residua bläulich leuchteten.

„Es ist — aus!“ hauchte La Pierre aus matter Brust heraus, und raffte sich auf. „Consummatum est!“ ächzte der Cardinal, an allen Gliedern zitternd.

Zur Thür herein stürzten, erschrocken von dem Knall, die Diener und Gehülfen des Chymisten, dieser winkte sie aber mit strenger Miene wieder hinaus, und blieb allein mit dem Cardinal.

„Seht Ihr, Meister Peter, daß es nichts mit Euerm Stein ist, und daß Ihr uns in Todesgefahr gebracht habt?“ zürnte der Cardinal. „Euer Sulphur hat sich figirt und der Mercurius ist flüchtig geworden; wir aber stehen hier, trinken Gestank, hören kaum unser eignes Wort, und danken dem Herrn, daß wir dem entflogenen Pelikan nachsehen können, und unser Augenlicht nicht durch die zerschmetterten Phiolen eingebüßt haben.“

„Ew. Eminenz zürne mir unglückseligem Mann

nicht!" flehte der Chymist. „Ich bin unschuldig daran, daß die Hydra mit der Lilie solch eine flammende Hochzeit gehalten hat. Sol hat die Wurzel des Baumes abgebrochen, und die Kette zersprengt, die der König um den Hals des Drachen geschlungen hielt, daß wir nun die güldnen Früchte des Sonnenbaumes nimmer finden können. Noch aber grünt der Baum der Hoffnung, denn gestern fand ich das so lange vermißte Blatt, das mir mein Freund und Lehrer, der weise Jacques Gohory nahe vor seinem Tode gab mit der Formel, die er aufgefunden hat nach zehnjährigem Forschen, und die uns gewiß zum Ziel bringt, wenn Ew. Eminenz nur nicht den Schlüssel zu der Himmelspforte der göttlichen Kunst verlieren wollen, der da Geduld heißt."

„Geduld, und immer Geduld!" rief der Cardinal: „Wißt Ihr nicht, Meister Pierre, daß das Kräutlein Patientia nicht in der Kirche wächst?"

„Nicht in Tagesfrist, auch nicht in Mondenfrist reifen des irdischen Baumes Früchte, hochwürdigster Cardinal," versetzte La Pierre: „geschweige denn die Früchte des solarischen Baumes. Auch die Kirche muß Geduld üben, Geduld mit den Sündern, Geduld mit der Welt. Gönnet dem Sol und der

Luna Zeit; ohne den Einfluß Saturni kann der himmlische Sohn nicht geboren werden."

„So nennt mir das neue Remedium, theilt mir Gohory's Geheimniß mit!" sprach düster der Cardinal. „Ihr wißt, daß ich ohne Euch nicht laborire, also verspreche ich Euch für die Mittheilung dreihundert Goldflorins, und wenn das Werk gelingt — dreitausend!"

„Ich nehme Euer gnädiges Erbieten an," erwiederte La Pierre, und zog aus der Busentasche ein kleines Pergamentblatt, welches mit farbigen Tinten geschrieben, und mit magisch-caballistischen Charakteren bemalt war. Er las dem Cardinal Folgendes vor:

„Corporis vita est in suo sanguine, des Leibes Leben ist in seinem Blut. Blut ist die Elementarkraft in dem Menschen; es vereinet das Irdische und Feurige, das Luftige und Wässerige in sich; und Blut ist das wahre, lange und stets fruchtlos gesuchte Menstruum, die aufrichtige Quinta Essentia zur Bereitung des philosophischen Steins, es ist sein Bad und seine Taufe, seine Milch und seine Amme. So nehme der Adept einige Pfunde frischen Blutes, das aus einem jugendlichen lebendigen Menschenleib gelassen worden, und instillire ihm ein halbes Pfund

geweihte Erde, welche in der Mitternachtstunde von einem Kirchhof, und zwar von einem frischen Grabe, genommen werden muß, und digerire solches, hermetisch verschlossen, sieben Tage und so viel Nächte lang im heißen **Balneo Arenae.** Dann wird der Adept die Phiole öffnen, das Flüssige von dem Festen sondern, und wird im dunkeln Grabe des Ferments das Saatkorn finden, das den träumenden Hermes aus seinem Schlummer weckt. Eine Unze des Residuums, durch den Bauch des rothen Drachen getrieben, und dann im Tiegel mit dem glühenden Sol vermählt, giebt eine Alkahest, davon ein einziger Gran ein Pfund unedles Metall in so viel lauteres Gold verwandelt." —

„Laßt uns noch dieses versuchen, Meister La Pierre," sprach der Cardinal, als er sich zum Fortgehen anschickte.

„Ew. Eminenz sieht mich mit Freuden zum großen Werk bereit," antwortete der Chymiker demüthig; „aber wo her so viel Blut nehmen?"

Der Cardinal lächelte spöttisch, und erwiederte: „Beim Blut des heiligen Januarius, mein guter Pierrot, Ihr fragt recht naiv! Gibt es in Paris nicht genug schlechtes Blut von allen Gattungen?

Diese Sorge überlasset mir, ich werde mit meinem Bruder Henry reden, bereitet Ihr nur alles Uebrige, was nöthig ist, vor und zu."

Der Cardinal verließ das unheimliche Laboratorium, von dem Meister bis an die Thüre des finstern Hauses begleitet, und murmelte noch vor sich hin, als er schon in der Sänfte saß: „Ja, ja, Jacques Gohory hat ganz Recht: Blut ist die wahre Quintessenz, miserere mei Domine! Blut ist das gebenedeite rothe Oel, und die wahre Aquavit, so Geist, Seele und Leib verbindet und in sich hält."

5.

Es war ein heitrer Sonntag, und Alt und Jung wallte aus den Thoren von Paris, sich unter dem hellen Frühlingshimmel zu sonnen. Durch St. Jacobs-Vorstadt wandelten im freundlichen Gespräch drei befreundete Menschen, der Schlossergeselle Rüdiger mit seiner Julion, und Monsieur Jeangris, den ein tückisches Schicksal ausersehen hatte, das Glück zweier Herzen zu zerstören. Aus St. Jacobs-Vorstadt wandten sich die Lustwandler rechts, und schrit-

ten einem kleinen Wäldchen und einer Anhöhe zu, an deren Fuß die düstre Carthause ruhte. Ein runder Thurm hob sich hoch über das alte Klostergebäude, und wohl mochte es einen schaurigen Eindruck machen, hier, so nahe an dem volkreichen und fröhlichen Paris, das schon damals eine Welt im Kleinen genannt wurde, ein Grab für Lebendige zu sehen.

Die kleine Julion schauderte am Arm ihres Roger, als sie vorübergingen, und drückte sich fester an den Geliebten, und flüsterte: „O mein Leben, wie laut ist der Frühling, wie süß die Liebe, wie warm mein Herz! Und hinter diesen Mauern ist so tiefes Schweigen, und bittrer Schmerz, und kalte freudlose Einsamkeit.“

„Wohl dem, den kein Schuldgefühl in diese Mauern treibt, glücklich, wer lieben darf und hier heiter vorübergehen kann!“ erwiederte Rüdiger.

„Memento mori!“ rief plötzlich eine Stimme mit fürchterlichem Ton, daß Julion erschreckt aufschrie, und als Rüdiger und Jeangris aufblickten, sahen sie oben auf der Thurmzinne einen Mönch, dessen Scheitel ganz kahl war, der in einem fort nickte wie ein Wahnsinniger, und sein Memento

mori den Spaziergängern nachrief, so weit er sie sehen konnte.

„Schon mancher dieser Mönche hat den Verstand verloren,“ bemerkte Jeangris: „und hat die Sprache endlich ganz verlernt.“

So schritten sie der Carthause vorüber, und erreichten einen der reizendsten Punkte, von welchem aus gesehen das alte Paris einen eben so imposanten, als herrlichen Anblick darbot. Zu ihren Füßen lagen mehrere Vorstädte, und St. Germain; durch grünende Auen strömte die Seine, ergoß schmale Seitenarme in die Wallgräben der riesigen Stadt, und umarmte die Insel Notre-Dame, auf welcher sich der Gigantenbau des Doms in die blaue Luft erhob. Kirchen, Schlösser und Paläste ragten aller Orten über die zahllosen Massen niedriger Häuser empor, und wie der Strom von Schiffen und Kähnen, so waren die Fluren außerhalb der Ringmauern von Menschen bedeckt, die dem Vergnügen zueilten.

Auch in dem Wäldchen oberhalb der Carthause waren schon einige junge reichgekleidete Leute angekommen, die um einen Steintisch lagerten, und sich's bei einigen Flaschen Wein wohl sein ließen. Einer davon heftete gierige Augen auf die blühende Ju-

lion, nickte dem Monsieur Jeangris vertraulich zu, und redete ihn an; indessen gingen Rüdiger und Julion mit einander weiter.

„Dein alter neuer Freund gefällt mir nicht, mein Herzens-Roger!“ flüsterte das Mädchen. „Er sieht mich immer so lauernd an, so arglistig, daß mir bang um's Herz wird.“

„O fürchte nichts, mein Täubchen,“ erwiederte Rüdiger. „Meister Grauhans ist eine ehrliche Haut, und hat mich recht in's Herz geschlossen. Er dauert mich, weil er so allein in der Welt steht, und mit mir meint er es absonderlich gut; denke, er will mich gar zu seinem Erben einsetzen, wenn er stirbt!“

„O, der kann noch lange leben, und sieht eher aus, als wolle er lieber heirathen, als sterben,“ scherzte Julion. „Man stirbt nicht so geschwind.“

„Oft eh es einer denkt, hat ihn der Tod,“ entgegnete Rüdiger. „Nur uns noch nicht!“ fiel Julion lächelnd ein, und küßte ihren Freund.

„Sterb' ich, erschein' ich Dir, mein süßes Lannü,“ sprach der Gesell; darauf sagte Julion ernst: „Stirbst Du, mein lieber trauter Freund, so folge ich Dir sicher nach. Du bist mein Leben, und ohne Dich ist mir das Leben nichts. Und riefe Gottes Wille

mich von Dir, so würd' auch ich Dir erscheinen, aber als ein freundlicher Geist, nicht als Gespenst. Laß uns einander das versprechen."

„Warum nun jetzt die Todesgedanken, mein liebster Schatz, heute just am hellfreundlichen Frühlingstag?" fragte Rüdiger.

„Weiß ich's?" fragte Julion zurück. „Du hast sie ja geweckt, und nun versprich mir, daß Du mir erscheinst, wenn Du im Tode mir vorangehst, wie ich dasselbe Dir gelobe, und Gott zum Zeugen meines Schwures nehme!"

„Du bist ein wunderliches Kind!" sprach der Geselle. „So schwöre ich Dir, weil Du es willst, was Du begehrt hast, zu, deß sollen mir die Heiligen und mein Erlöser zeugen und helfen; nun aber laß uns an andre Dinge denken. Wo bleibt nur mein alter Grauhans?"

So eben eilte der Zurückgebliebene dem Paare so schnell er's vermochte nach, und rief mit schreckerfülltem Antlitz: „O, theure Freunde, mir ist ein großes Unglück widerfahren! Ich verlor — noch keine Viertelstunde kann es sein — ein Beutelchen, darin ein weniges von Geld, aber ein werthvolles Kleinod, und noch ein Ringelchen, das ich der Damoiselle

verehren wollte. Lebt wohl, ich muß zurück, und suchen! O meine alten Knochen! Wenn ich nur eilen könnte!"

„Laßt mich hinlaufen und suchen, lieber Grauhans!" rief Rüdiger: „ich habe junge Beine und scharfes Auge. Wo hattet Ihr das Kleinod noch?"

„Mir ist, als hätte ich's bei der Carthause noch gehabt!" sprach Jeangris.

„So harret mein. Ich eile den Weg zurück!" sagte Rüdiger.

„O bleibe bei mir," bat Julion: „bleib' hier, laß mich nicht hier allein!"

„Ich bin ja gleich wieder hier, mein Lamm; sei nicht bange!" bat Rüdiger, und lief zurück.

„Ein guter Mensch, der Monsieur Roger," nahm Jeangris das Wort: „doch nicht gut genug für die reizende Julion. O mein süßes Wunderkind, Ihr verdientet einen Fürsten zum Gemahl!"

Julion erröthete hoch, und sah den Sprecher groß an; Jeangris fuhr fort, indem er den Arm fest um das abwehrende Mädchen schlang: „Wir wollen uns verstecken, goldnes Herz, daß uns der gute Roger suchen muß; der brave Junge! Wenn er das

Beutelchen findet, soll alles sein und Euer sein, meine zauberschöne Damoiselle!"

Mit diesen Worten zog er die Unschuldige tiefer in den Schatten des jungen Fichtenwäldchens; sie aber suchte sich verschämt seinen umstrickenden Armen zu entziehen. —

„Halt, halt! Wohin, mein guter Bursche?" rief einer der Leute, die um den Steintisch sich gelagert hatten, dem vorbeilaufenden Rüdiger zu, und vertrat ihm den Weg.

„Freund Grauhans verlor sein Kleinod, das ich suchen soll," antwortete Rüdiger, Athem schöpfend.

Da lachten die jungen Leute laut, und der Erste sprach: „O mein guter junger Grison, sehet Euch vor und um, daß Ihr nicht selbst ein Kleinod, und das Kleinod Eures Kleinods verliert, denn Euer Alter dort hat so eben Euer Mädchen in das Gebüsch geschleppt, und Euch mit einer Lüge fortgeschickt. Hört Ihr? Ich glaube, das junge Kind ruft um Hülfe!"

Wirklich drang ein ängstlicher Ruf aus der Waldung, und Rüdiger, vom Entsetzen erfaßt, von wüthender Eifersucht plötzlich überlodert, fluchte einen schweren deutschen Fluch, und rannte wie toll zurück.

„Mort de ma vie! Es geht vortrefflich!“ rief der Secretair Bordalone, denn dieser war der Sprecher, und einige verkleidete Bedienten seine Gefährten. „Auf jetzt, nach, und wacker geholfen! Jeangris ist am Ende des Teufels, und nimmt für sich, was auf herzogliche Tafel soll.“

So machte sich die Gesellschaft auf und eilte dem rasenden Rüdiger nach. Dieser kam allerdings dem nichtswürdigen Jeangris zu früh zurück, und sehr zu dessen Unheil, denn eben als er Julion mit Unverschämtheit umschlungen hielt, und ihre züchtigen, vom Purpur der Schaam überglühten Wangen mit ekelhaften Küssen bedeckte, rauschten die Büsche, als breche ein Löwe hindurch, und Rüdigers deutscher Knotenstock sauste ihm so schwer auf's Haupt, daß ein Blutstrahl die bleiche Julion röthete, und Jeangris brüllend zu Boden sank. Ohnmächtig fiel das arme Mädchen neben dem Frevler nieder, aber der rasende Jüngling achtete ihrer nicht, sondern schlug noch einmal auf den Alten, trat ihn mit Füßen, und wickelte sein ergrautes Haar um die nervige Faust, ihm wiederholt den Kopf an die harte Erde des Hölzchens von Boulogne stoßend.

„Mord! Mord!“ schrien die Herbeieilenden.

„Jesus Maria! Mensch, bist Du unsinnig?“ und umklammerten den Rasenden, der sie wuthschäumend von sich zu stoßen suchte.

„Wir verhaften Euch im Namen des Gesetzes!“ rief Bordalone: „Bindet den Mörder, und haltet ihn fest. Himmel, die arme Jungfrau!“ Scheinheilig suchte Bordalone der Hülflosen beizustehen, und schwelgte im Anblick ihrer jungfräulichen Reize, während die Gefährten Rüdiger überwältigten, ihm den Mund verstopften, ihn zu Boden rissen und zu durchbohren drohten, wenn er sich nur irgend rege.

Jeangris war noch nicht ganz todt, aber fast. Langsam erholte er sich. Julion erwachte in Bordalone's zärtlicher Umarmung. Sie wollte verzweifeln, und wünschte sich den Tod. Sie jammerte und flehte, sie rief nach Rüdiger mit brechender Stimme. Er lag im Dickigt, nicht weit von ihr, hörte ihren jammervollen Ruf, und konnte ihr nicht antworten; die Verzweiflung riß ihm fast das Herz mitten von einander.

Das Abenddunkel brach ein. Ein Diener war schon auf einem der im Wald verborgenen Rosse zur Stadt geeilt. Er brachte drei Sänften mit zurück; in eine ward der schwerverwundete Jeangris gesetzt,

in die zweite der gebundene Rüdiger, in die dritte die jammernde Julion, und in weniger als einer Stunde war Jeangris unter sorglicher Pflege, Rüdiger in einem Kerker unterhalb des Palastes des Herzogs von Guise, Julion aber in einem freundlichen Gemach desselben Palastes, und Bordalone bei ihr, die Unglückselige in ihrer tiefen Herzensnoth zu trösten.

4.

Der Cardinal von Guise saß mit seinem Bruder, dem Herzog, bei einer Schachparthie. „Der König ist matt!" sagte der Herzog.

„Das weiß Gott," antwortete der Cardinal, und warf sein Spiel um.

„Wenn wir dem König nicht Schach bieten, wer sollte es thun?" fragte Henry von Guise, und der Cardinal erwiederte: „Die heilige Ligue hat kein leichtes Spiel, denn der König schützt seine Bauern, die doch nur dazu da sind, für den König zu fallen und so lange der Ketzerfreund auf Frankreichs Thron sitzt, kann noch viel Blut fließen." —

Nach einer Pause, in welcher der Herzog düster

schwieg, sprach der Cardinal weiter: „Da wir eben vom Blut reden, mein Bruder, so wollte ich an Euch schon vorlängst die Frage richten: Habt Ihr nicht irgend einen Schächer, dessen Leben nichts wiegt, und nach dem kein Hahn kräht, wenn er auf sanfte Weise von der Welt kommt? Ich und La Pierre brauchen zu einer neuen Arbeit einiges frisches Menschenblut, nur einige Pfunde, aber aus einem jungen Leib. Wenn wir das haben, dann werden wir gewiß den göttlichen Stein gewinnen."

„Ihr sucht lange an dem Stein, Louis," antwortete der Herzog mit spöttischer Miene. „Was Euern Wunsch betrifft, mein Bruder, so will ich mit Bordalone sprechen, der wird schon Rath wissen."

„Ich will ihm die Absolution ertheilen, wenn er ein strenges Gewissen hat," bemerkte der Cardinal. „Freilich wäre es mir lieb, wenn der, dem wir das Blut abzapfen lassen, ein gottverdammter Hugenott wäre, so wäre unser Thun noch ein gottesdienstlich Werk."

Der Cardinal von Guise verabschiedete sich von dem Herzog, und dieser ließ den Secretair zu sich bescheiden. Er fragte ihn, sprach mit ihm, und ging dann in ein anderes Zimmer, wo ein schmerzenblei-

ches, aber doch noch himmlischschönes Mädchen ihm zu Füßen sank, und für sich und ihren Geliebten um Freiheit flehte. Der Herzog tröstete sie mit liebreich schmeichelnden Worten, und begann mit ihr auf zärtliche Weise zu unterhandeln.

Während der wollüstige Herzog sein unschuldiges Opfer mehr und mehr mit Schlangenlist umstrickte, und keine Verheißung sparte, so wenig wie reiche Gaben, während er endlich als letzten Preis Rogers Befreiung bei seiner Ehre versprach, traten die Henker des unglücklichen Jünglings in seinen Kerker: Bordalone und Jeangris; und nachdem der Gefangene in Bande geschnürt war, daß er sich nicht zu regen vermochte, schlug ihm Jeangris, geübt in den Verrichtungen eines Baders, eine Ader, und fing mit teuflischem Hohnlächeln das strömende Blut auf.

„Jetzt wird sich die tolle Hitze legen, die mich über einen harmlosen Scherz fast in des Todes Arme lieferte,“ sprach Jeangris mit einem Wuthblick auf den Armen, der im stillen furchtbaren Gebet Gott und seinen Heiligen die Rache übertrug, bis ihm mit dem verinnenden Lebensquell die Sinne schwanden, und nur noch durch die Finsterniß der Ohnmacht,

die sein Augenlicht umschleierte, eine weiß leuchtende Gestalt schritt, seine Julion.

Da hemmte Jeangris den Blutstrom, und verband den Halbtodten. „Eminenz werden genug haben," sprach der ergraute Schurke. „Fürwahr, recht heißes gutes Blut, gut genug für einen chymischen Versuch, aber der Stein der Weisen steckt nicht darin, das wollte ich beschwören."

Er verließ das dunkle Kerkergemach, während Bordalone darin blieb, den unglücklichen Gefangenen mit belebenden Essenzen zu stärken. Jeangris aber eilte mit seinem Blutgefäß zum Cardinal, sich den Henkerlohn zu holen.

Es war schon Abend geworden; der Cardinal betete um die Erhaltung der heiligen Religion und der allein wahren Kirche, und flehte Gott an, die scheußliche Ketzerbrut auszurotten. Er empfing Jeangris mit frommer Salbung, und gab ihm seinen Segen, als dieser ihm knieend das Gefäß zu Füßen setzte; dann sprach er: „Traget es fort, mein Sohn, zu dem Chymiker La Pierre, auf dem Platz du Temple, und sagt ihm, hier sendete ich das Agens, das bewußte. Noch einen Dienst könntet Ihr mir leisten, mein treuer verschwiegener Jeangris, wenn

Ihr das holtet, was wir noch zu dem großen Werk bedürfen. La Pierre wird es Euch sagen."

„Ich bin ganz zu Euer Eminenz Befehl," erwiederte Jeangris, und der Cardinal schrieb einige Zeilen.

Sodann fragte er: „Wißt Ihr, mein guter Mann, von wem dieser rothe Saft herrührt, den Ihr mir gebracht habt?"

„O mein hochwürdigster Herr," antwortete der Gefragte: „von einem Menschen, der diesen Ablaß wohl verdient hat, von einem rohen, wilden deutschen Gesellen, der ein gräulicher Heide ist, oder doch auf jeden Fall ein ungläubiger Hugenott oder Muhamedaner, was, wie ich glaube, einerlei ist."

„Gut, mein Sohn, dann hat es gar nichts zu sagen; nur dann hätte mir der Mensch Leid thun sollen, wenn er ein rechtgläubiger Christ gewesen wäre. Bei'm heiligen Bartholomäus, könnten wir doch der gesammten Ketzerbrut wieder einen Hauptaderlaß bewirken! Doch genug; geht nun, mein Sohn. Ist mir doch, als steige mir der wunderbare Blutgeist im Duft zu Häupten, und wolle mir Schwindel und Ueblichkeit erregen. Geht!"

Jeangris eilte zu La Pierre mit seinem Blut und

seinem Auftrag. Der alte Chymiker trug das Gefäß schnell in sein Laboratorium, und goß eine alkalische Tinctur hinein, damit das Blut flüssig bleibe. Jeangris war ihm gefolgt, und ein heimlicher Schauer ergriff ihn in dem warmen, dampferfüllten Raum. Unter einigen Oefen glühten die Kohlen hochroth, aus einem großen Schmelztiegel lohete ein farbiges Licht, das von geschmolzenem Zink herrührte, dessen Oxyd in großen Flocken aufflog, schneeweiß wie Blüthen, daher auch Zinkblumen genannt. In einer kupfernen Blase wallte und brauste die Flüssigkeit einer Destillation, und vor einem gewaltigen Kessel stand ein bleicher Gehülfe La Pierre's, welcher den Saft des Bilsenkrauts, das ringsum narkotischen Duft verbreitete, zum Extrakt kochte.

Jetzt las La Pierre des Cardinals Billet, warf einen durchdringenden forschenden Blick auf dessen Boten, und sprach: „Seine Eminenz haben Euch zum Mitwisser eines sehr wichtigen Geheimnisses gemacht, so bin ich überzeugt, daß Ihr dazu der rechte Mann seid. Demnach habt Ihr Euch heute um Mitternacht auf den Kirchhof des Innocens zu verfügen, und dort von einem der frischesten Gräber einige Hand-

voll Erde zu entnehmen, und mir morgen mit dem Frühesten zu überbringen."

Jeangris erschrack, und wollte einwendende Fragen an La Pierre richten; dieser aber hemmte sie, indem er sprach: „Hütet Euch, mich täuschen zu wollen! Erde vom Kirchhof des Innocens; ich kenne sie. Gute Nacht!"

Der Chymiker schritt durch eine kleine gewölbte Thüre aus dem Laboratorium, und Jeangris schlich verblüfft und Flüche murmelnd aus La Pierre's Hause.

Der Abend war nicht freundlich, nur zuweilen überflogen Mondesstrahlen die alten Gebäude des alten Paris, die hohe Rotonde warf dann auf den Platz du Temple tiefe Schatten. Jeangris hatte keinen Abscheu vor Blut und Mord, aber eine kleine Abneigung gegen Mitternachtstunden auf Kirchhöfen, und verwünschte die Bereitwilligkeit, mit welcher er sich erboten, dem Bruder seines Herrn dienstbar zu sein.

„Der Cardinal füttert Müßiggänger genug, die ihre Eselshaut zum Markt der Geister und Gespenster tragen könnten, warum soll ich alter unschuldiger Mann dorthin, wo ich mir so leicht eine Verkältung zuziehen könnte?"

Dieß und Aehnliches vor sich hin sprechend, und noch unentschlossen, ob er den Auftrag vollziehen wolle, oder nicht, durchwanderte er Straße auf Straße, doch bog er aus der Rue St. Martin in Seitengassen, gelangte so in die unendliche Straßenzeile von St. Denis, und ehe er noch zum festen Entschluß gekommen war, stand er am Eingang zu dem schauervollen Orte. Die Mitternächte der Weltstadt waren zu jener Zeit minder geräuschvoll, wie in der unsrigen, und zumal in der Nähe des großen Todtenhofes war es grabstill.

Jeangris hemmte fröstelnd seine Schritte, und fragte sich: „Soll ich hineingehn?" Er stand an dem großen, reich mit Statuen geschmückten Fontainenhaus, das Jean Goujon's Meisterhand nach des Abbé Lescot Zeichnungen ausführte. Schaurig einförmig rauschten die Brunnen, und als Jeangris sich zu dem einen niederbog, zu trinken, fuhr er entsetzt zurück, denn aus einem Schädel von weißem Marmor quoll die kalte Fluth. Mit zitterndem Schritt ging der Zagende endlich hinein, und seine Augen suchten bei'm Schimmer des bleichen Mondes ein frisches Grab. Er suchte auch durch Geschwätz seine Furcht zu bezwingen, und murmelte vor sich hin:

„Schlaft nur, Ihr Unschuldigen, warum seid Ihr so einfältig gewesen, zu sterben? Doch selig sind die Einfältigen! O heiliger Innocentius, stehe mir Unschuldigen bei, daß ich gesund nach Hause komme, und weg von diesem verdammt stillen Orte! Doch wozu Furcht? Todte sind ruhig, das ist: unschädlich, sie thun mir nichts, und ich thue ihnen auch nichts.“

Jetzt schien recht hell der Mond, und Jeangris entdeckte ein frisches Grab, zugleich aber fielen seine Blicke auf die tausend und aber tausend bleichen Knochen, die rings thurmhoch aufgeschichtet waren, auf die Gerippe, die da standen, wie eine furchtbare Wachtparade des Todes, auf die Reihen von Schädeln, die als grausige Verzierung die schwarzen Mauern der Gewölbe schmückten, auf die halbverblichenen Frescobilder eines alten Danse Macabre, die der Mond grell beleuchtete, und als er nun nach der geweihten Erde griff und Hände voll davon in seine Tasche schob, stürzte mit entsetzlichem Geprassel eine nahe Knochenschicht zusammen, daß Schädel und Gebeine um den Räuber flogen und rollten. Von Entsetzen erfaßt, haarsträubend, floh Jeangris nach der Ausgangspforte, und es war ihm, als hefte sich an seine Fersen ein wogendrauschendes Todtenheer. Er floh

nicht weit, seine Kniee, sein Odem versagten ihm bald den fernern Dienst; es war ihm, als trete Rogers Gestalt, ganz schattenbleich und blutlos ihm in den Weg, und wolle ihr Blut wieder haben, oder ihn gleich erwürgen. An der Statue eines Heiligen, vor der ein ewiges Licht brannte, sank er besinnungslos nieder.

5.

Aus den Armen des Herzogs von Guise eilte Julion schaamglühend zum Kerker ihres Roger, zu dem Bordalone sie leitete. Sie hörte nicht auf dessen Schmeicheleien, auf seine frivolen Tröstungen, laut schluchzend, bereuend, und mit sich selbst entzweit, mit schwankendem Schritt trat sie zum Lager ihres Geliebten, und stieß einen Schmerzensschrei aus, als sie in sein todtenblasses Gesicht blickte.

„Julion!" seufzte Rüdiger kaum hörbar, und sah sie mit mattem, aber freundseligem Blick an.

„Du sollst frei sein. Wir sind Beide frei!" stammelte sie unter einem Thränenerguß, und kniete

an seinem Lager nieder, und barg ihr Gesicht in die Decke.

„Frei sein?" ächzte Roger. „O meine gute Julion, ich werde bald zur ewigen Freiheit eingehen — ich sterbe. Verflucht sei dieses blutdürstige Volk, verflucht meine Mörder bis auf Kind und Kindeskind! Julion — man hat mir — bis zum Tod zur Ader gelassen."

„Jesus, mein Heiland!" kreischte die Unglückliche. „Und ich habe mich geopfert für Deine Freiheit; ach, ich wollte vernichtet sein, nur Du solltest nicht um meinetwillen leiden — und doch — doch! O lebt denn kein allsehender Gott, diese Buben zu züchtigen?!"

Roger sprach nichts mehr. Mit wahnsinnigem Lachen riß er schnell, ehe Bordalone es hindern konnte, den Verband auf, und sein letztes Blut überströmte das Lager und Julion. Diese raffte sich verzweifelnd auf, blickte in des Geliebten brechendes Auge, küßte von seinen Lippen den letzten schweren Todesseufzer, und schlug, als Bordalone sie wegziehen wollte, diesem mit der geballten Faust in's Gesicht, daß er zurücktaumelte. Dann trat sie vor ihn, furchtbar und schön, wie eine Erynnis, mit aufgelöstem Haar, blei-

chem blutbespritztem Gesicht, toddrohenden Augen, und rief: „Mörder! Mörder! Ich lade Dich vor Gottes Gericht, Dich, Euch Drei zumal vor des Dreieinigen Thron; dort sollt Ihr sagen, warum Ihr das gethan! Schwer und von tausendfachem Fluch beladen sei Euer Leben, aber schwerer noch Eure Todesstunde! Wahnsinn erfasse Euch, Höllenquaal wühle Euch im Busen! Vermaledeit sei der Priester, der Euch absolvirt, vermaledeit die Hand, die Euch in Noth und Tod hülfreich ist! Euerm Gebet, Euerm Flehn schließe Gott sein Ohr, wie Ihr mir gethan, und nicht im Himmel, nicht auf Erden, in der Hölle nicht sei für Euch Drei irgend ein Trost, irgend eine Gnade, eine Hoffnung bis zum jüngsten Gericht!"

Die Rasende sprengte mit einem Fußtritt die Pforte, welche Bordalone hinter sich verschlossen hatte; er wollte sie aufhalten, aber mit übermenschlicher Kraft stieß sie ihn zu Boden, und entsprang. Sie irrte durch die Gänge des Palastes, wenige Diener begegneten ihr, und wichen ihr entsetzt aus, denn sie hatte wenig Menschenähnliches mehr, viel aber von dem, was die Seele in ihren Tiefen erschüttert, ach, die ganze Furchtbarkeit des Wahnsinns.

Bordalone rief nach Dienern. „Schafft diesen

Todten fort!" gebot er ihnen mit bebender Stimme: „Tragt ihn hin, wohin Ihr wollt, er ist ein Hugenott gewesen, werft ihn in die Seine!" — Der Secretair, ergriffen von der vorherigen Scene, ging hinweg.

Die Männer betasteten den Leichnam. Am Halse hing ihm noch ein kleines Messingmedaillon, mit dem Bilde seines Schutzheiligen. Auf der Brust war ein Crucifix in die Haut geätzt.

„Behüte uns Gott!" sprach einer der Diener: „dieser Jüngling war gewiß keiner von der verdammten Ketzersekte, denn diese tragen keinen Heiligenpfennig, und schneiden sich den Heiland nicht in's Fleisch. Laßt uns den Todten an einen Ort tragen, wo er in geweihte Erde kommt." So trugen sie Rogers Leiche fort.

Es war aber die Mitternachtstunde noch nicht ganz vorüber, als die Träger auf ihrem schweigenden Weg nach St. Innocent zueilten, und der Vorderste über einen menschlichen Körper stolperte, so daß sie fast hätten den Todten fallen lassen.

„Was für ein krepirter oder betrunkener Schurke liegt denn hier im Weg?" fragte der Eine, und gab dem Liegenden einen Fußtritt; dieser stöhnte, und der

Zweite bückte sich nieder, um ihm aufzuhelfen, da fiel wieder ein Mondstrahl aus dem Gewölk und beleuchtete die erschlafften Züge Jeangris.

„Monsieur Jeangris, ist's möglich?" riefen die Träger erstaunt aus. „Was ist Euch zugestoßen?"

„Der Tod hat mich hier nietfest gemacht!" ächzte Jeangris, noch in seiner Noth nicht ohne Humor: „aber ich denke doch wieder kriechen zu können."

„Bleibt hier," rieth der Träger: „wir wollen nur hin nach den Innocens, und einen steifen jungen Mann vor die Thüre des Meister Todtengräber legen, dann Euch mit nach Hause nehmen."

Jeangris raffte sich erschrocken auf; er sah, daß die Männer einen Todten hatten, und grausenvoll kam ihm die Ahnung, wer der Todte sei. „Geht hin," sprach er dumpf: „geht — mich sollen Eure Hände nicht berühren, ich finde mich schon allein nach Hause."

Die Männer gingen mit Rüdigers Leiche weiter. Als sie zurück an die Heiligenstatüe kamen, war Jeangris verschwunden. —

Es war allerdings noch sehr früh, als Jeangris nach kurzer Rast sich aufmachte, um La Pierre die geweihte Erde zu überbringen. Er mußte lange

klopfen, ehe ein Gehülfe erschien, ihm zu öffnen, dann wieder geraume Zeit harren, ehe La Pierre sich selbst zeigte, endlich erschien dieser, mit ganz blassem verschlafenem Gesicht, seltsamem Schlafrock, und einer weißen Zipfelmütze auf dem Kopf, so daß seine Figur halb wunderbar geheimnißvoll, halb ächt spießbürgerlich sich ausnahm.

La Pierre besah, befühlte die Erde, dann brach er sie und prüfte sie auch mit der Zunge; hierauf sprach er mit zufriedner Miene: „Es ist gut so, es ist die rechte Terra, die Saturnus befruchten muß. Jetzt saget Seiner Eminenz, Euerm Herrn, so es Gott und ihm gefällig, wollte ich heute das Werk beginnen mit der Vermählung der Elemente. Noch eins, mein Lieber, lebt noch der Mann, von dem das Blut entnommen, welches Euer Herr mir schickt?"

Jeangris wurde bleicher noch, als er schon war, bei dieser Frage, und sagte: „Nein, Meister, er ist in der vergangenen Nacht gestorben."

„Todt also?" rief La Pierre aus, und schüttelte bedenklich das Haupt. „Das ist mir gar nicht lieb, mein guter Monsieur Jeangris, denn es hat mir mein alter Lehrer, Jacques Gohory, vertraut, daß nicht gut zu laboriren sei mit dem Blut eines gestor-

benen Mannes. Denn der Geist des Menschen bleibt bei seinem Blut, wenn der Körper den Zoll der Natur zahlt, und die Seele zu Gott geht, von wo sie gekommen. Der Astral-Geist ist die körperliche Seele, und das Kleid der geistigen, wie der Körper seine Hülle ist. Langsam nur geht sein subtiles Wesen in das Universum über, und er vermag Sichtbarkeit anzunehmen, und als schreckender, beunruhigender Genius zu erscheinen. Doch, mein werther Jeangris, das ist zu hoch für Eure Begriffe, daher denkt nicht weiter darüber nach, und meldet nur dem hochwürdigsten Herrn meinen ehrfurchtsvollen Respekt."

Jeangris verließ mit zagender, furchterfüllter Seele den Chymiker, und freute sich, daß es Tag und nicht mehr Nacht war. Nun glaubte er fest, daß Rüdigers Geist ihm in der Mitternachtsstunde wirklich erschienen sey. —

La Pierre ließ sich von einem seiner Gehülfen eine mäßig große krystallhelle Phiole mit langem Halse reichen, setzte einen Trichter darauf, und goß den Blutsaft hinein, während ein zweiter Gehülfe die Erde durch ein Sieb schlug, um Steine und Knochensplitter zu entfernen. Sodann setzte der Chymiker dem

Blut die Erde zu, und verschloß den Phiolenhals hermetisch, das heißt, er legte ihn in ein heftiges Kohlenfeuer, zog einen Blasebalg, und schmolz die Oeffnung zu. Dann stellte er das Gefäß in ein Sandbad, und ließ Feuer unter die Kapelle machen. —

In dem kleinern Häuschen, Rue St. Jacques, lag in den Armen ihrer unglücklichen Mutter die unglücklichste aller Töchter, und rief im halben Wahnsinn immer und immer nach ihrem Roger. Vergebens hatte sich die Mutter in tausend Fragen erschöpft, als das Mädchen, geisterbleich und im Zustande der furchtbarsten Verwirrung, ja Zerrüttung ihres ganzen Wesens, in dunkler Nacht an der Hauspforte gestürmt hatte, und von der zum Tod erschrokkenen Frau auf ihr Stübchen gebracht worden war. — Unaussprechliches Elend war über Beide gekommen. Nur verwirrt und ohne Zusammenhang sprach die arme Julion. Sie hatte Niemand gekannt, sie wußte nicht, in welchem Hause sie gewesen war, sie sprach beständig von Blut und Mord, und rief nach ihrem todten Bräutigam.

Es war wieder Mitternacht, die Mutter war kummer- und sorgenmüde eingeschlafen. Julion wachte

noch, und rief leise: „Roger, mein süßer Roger! Mein Herz, komm! Komm, mein Roger, zu Deiner Julion! Komm zu Deiner Braut! Hilf ihr, sie ist gebunden! Hilf ihr, die Mörder überwältigen sie, und rauben ihr die jungfräuliche Ehre! Roger, komm!"

Siehe, da bildete sich aus der Düsterniß in dem Stübchen ein weißer Nebel, der mehr und mehr zusammenfloß, sich verlängerte, und Menschengestalt annahm — die Gestalt Rüdigers; — aber farblos und fast durchscheinend. Julion schrack empor; die Erscheinung winkte; leise ging, wie von selbst, die Thüre auf, die bleiche Gestalt schwebte hinaus, und die bleiche Jammergestalt der armen Julion folgte ihr nach. Auch die Hausthüre öffnete sich, wie von Geisterhand. Die Erscheinung schwebte voran durch die stillen Straßen, Julion wankte unsichern Schrittes nach; so kamen sie bis zur kleinen Brücke. Dumpf rauschte der Strom, ein Windstoß fuhr über die Brücke, die Gestalt zerfloß, Julion wollte sie fassen, halten — ein Schrei des Schrecks — ein Fall — und die Wellen der Seine umarmten die irre Nachtwandlerin. —

6.

Es war der sechste Tag, nachdem La Pierre die Phiole hermetisch versiegelt. Der Chymiker saß am Spätabend dieses Tages in seinem Schlafgemach, welches dicht an das Laboratorium stieß; durch ein Gitterfenster konnte er die Arbeiter beobachten; jetzt war es still in dem düstern Raum, nur ein bleicher Schimmer verglimmender Kohlen stahl sich an einigen Stellen unter den eingemauerten Kapellen hervor, und durch eine hoch angebrachte Oeffnung nach dem Hof hinaus fiel der versilbernde Schein des Mondes, der sich auf den Retorten brach, und von den Phiolen in farbigen Strahlen blitzte. La Pierre las sich selbst vor aus einem auf Pergament geschriebenen Folianten, über die Natur des Steins der Weisen, das lautete ohngefähr: „Siehe, am Tische sitzt der Silberschwan mit ausgespannten Flügeln, Blumen und Kräuter wachsen auf dem Tisch, Mond und Sonne scheinen hell, und die glänzende Nymphäa zeugt ihre Blüthen. In der Feuerluft erhitzt sich der Drache, und drohet den Sol zu verschlingen, aber Delios erlegt durch heiße Pfeile den grimmigen Python, und es schwitzt der feurige Mann.

Unterdeß bereitet ein laues Bad Neptunus, darin baden sich der rothe Mann und das weiße Weib. Zurück bringt dann der König den Phönix und die Königin den Schwan, und der Wolf geht aus seiner Höhle; auf Apollinischem Baum reifen die wachsenden Früchte, aber das reife Gras mähet mit seiner Sense Saturnus ab. Die Posaune ruft, und die Leiber, die dem Grabe anvertrauten, erstehen zumal mit neuem siderischem Reiz. Aber ohne Ferment steigt Sol nicht empor, und die schöne Diana erneuert ihr Leben nicht hinwiederum."

So weit mochte La Pierre gelesen haben, und die Gedanken versenkt in des geheimnißvollen Unsinns bodenlose Tiefe, als er einnickte.

Ein hellgellender, furchtbarer Schrei im Laboratorium riß ihn aus des Schlafes Armen, so furchtbar und schneidend, daß die Gläser klirrten und zersprangen, und La Pierre wußte nicht, was es war, denn streng verschlossen blieb in der Nacht das Laboratorium, und der große Schlüssel dazu lag unter dem Kopfkissen des Chymikers.

Und noch einmal erhob sich dieses entsetzliche Geschrei, laut wie Löwenstimme, aber hellkreischend, markerschütternd, daß Todesschauer dem Chymiker durch

alle Gebeine rieselte. Zitternd schaute er durch das Fenster, da sah er, daß sich über der Phiole, worin der Blutsaft digerirte, eine lichte Wolke von länglichrunder Gestalt bildete, allmählig Menschengestalt annahm; eine bleiche, trauervolle Gestalt, welche auf die Phiole deutete, und die andre Hand gen Himmel hob, als fordre sie von dort ihr Recht. Dann zum drittenmal schallte das grausige durchdringende Geschrei, daß die Mauern schier erbebten, und die Erscheinung zerrann, aber in der Phiole glühte ein dunkelrothes Licht, und blutige Strahlen schossen aus ihr hervor. Im Hause ward es lebendig, die Gehülfen, die Diener eilten herbei, uud klopften an die verschlossene Pforte, in den Nachbarhäusern sogar war die Zeterstimme vernommen worden, und Alles glaubte, es ereigne sich ein entsetzliches Unglück. Als La Pierre die Thüre zitternd öffnete, war nichts mehr zu sehen, noch zu hören. —

Zu derselben Stunde war es im Palast des Herzogs von Guise nicht minder unruhig. Der Herzog hatte sich nur erst seit einer halben Stunde zur Ruhe begeben, als ein seltsames unerklärbares Geräusch ihn weckte. Es war, als rinne fort und fort in ein metallenes Gefäß eine Flüssigkeit, und

als er horchend sich im Bett aufrichtete, sah er dicht vor dem Lager eine blutrothe Wolke, in der sich eine Menschengestalt bildete, ja, er sah eine Erscheinung des Zwischenreichs, einen ruhelosen Geist.

Der Herzog bebte, er wollte die Klingel ziehen, die über Jeangris Lager im Vorzimmer hing, aber die Hand lag wie gelähmt auf dem Pfühl, sein Seelenwille vermochte nicht, sie zu erheben. Die Gestalt in der blutrothen Wolke starrte ihn an mit entsetzlichem Blick, und fruchtlos war's, daß der Herzog die Augen schloß, er sah sie dennoch. Der Geist sprach nicht, denn wie sollte ein Geist sprechen? aber aus dem Wesen der Erscheinung flossen Gedanken in die Seele des Herzogs, die in Worten ausgedrückt lauteten: „Vater der Bartholomäusnacht, nie gesättigter Blutmensch, Dein Ziel ist nicht mehr fern! Auch Dein Blut wird fließen, wie durch Deinen verfluchten Willen das meine, das von so viel Tausend Unschuldigen floß. Wehe Dir! Du wirst nicht beten können in Deiner letzten Stunde!"

Die Wolke zerrann; der Herzog, halb ohnmächtig, zog nun die Klingel, zog sie zu wiederholten Malen, aber Jeangris kam nicht, denn es drückte auf ihn zentnerschwer eine furchtbare Last, der er sich

nicht erwehren konnte, und Rüdigers von gewaltsamem Tod verzerrtes Gesicht legte sich dicht auf seines, und von Geisterarmen umschlungen, lag er ganz reglos, und stöhnte in Todesangst, da er die Klingel hörte, und dem Ruf des Herrn nicht folgen konnte.

Der Herzog sprang wüthend auf, riß einen Degen aus der Scheide, und die Thüre auf, und schrie mit heiserer Stimme: „Schurke! Hund! Hast Du kein Gehör?"

Jeangris mußte unwillkührlich laut gähnen, da ward der Herzog so zornig, daß er nicht mehr wußte, was er that, als er den Kammerdiener mit dem Degen durch und durch stieß. Es schien aber ein bleicher Schatten mit im Zimmer zu sein, der eine Schale hielt, und das Blut auffing, das aus dem Bette floß. Der Herzog schwindelte und fiel ohnmächtig neben dem Bette nieder; Jeangris aber sah noch mit brechendem Auge, daß der Geist das Blut über den Herrn ausgoß, wie eine Schale des Zorns.

Bordalone kam von einem wüsten Gelag. Er war nicht allzunüchtern, vielmehr sehr gut gelaunt,

recht lustig. Er sang eine Strophe aus Nostradamus wunderbaren Prophezeihungen:

La grande Cité, qui n'a pain a demy,
Encore un coup la sainct Barthélemy
Engravera au profond de son ame,
Nismes, Rochelle, Genève et Montpellier,
Castres, Lyon, Mars entrans au Bellier,
S'entrebattront le tout pour une Dame.

Da vertrat ihm, als er in den Palast eingegangen war, und seine Zimmer suchte, eine Gestalt den Weg, deren Anblick ihn erstarren machte, denn die Gestalt war Rüdigers, und war furchtbardrohend anzuschauen. Bordalone wandte sich zur rechten Seite, aber er konnte nicht weiter schreiten, denn das Gespenst versperrte ihm den Weg; links ab ging eine Gallerie nach den Zimmern des Herzogs, und dorthin rannte Bordalone, aber neben ihm flog und zur Seite blieb ihm beständig die grausige Erscheinung. Von einem Kandelaber riß der Secretair eine brennende Kerze, und stürzte in Jeangris Gemach. Dort fand er den Herzog im Blut liegen, und mit Riesengewalt niedergeschleudert stürzte er neben ihm zu Boden. Als er sich aufraffte, sah er den Geist nicht mehr, und nun rief sein Angstgeschrei die Diener wach, und brachte den Palast in Allarm. —

Früh am Tage ließ sich der Cardinal von Guise nach der Wohnung La Pierre's tragen. Er war sehr bleich und angegriffen, es schien, als habe er die letzte Nacht den Mohnbecher des Schlummergottes nicht gekostet. La Pierre war ebenfalls sehr matt und unwohl. Beide Männer sahen einander mit forschendfragenden Blicken an, als wolle jeder in den Mienen des andern eine Geschichte lesen, doch schwieg jeder, bis sie im Laboratorium allein waren; da brach der Cardinal zuerst das Schweigen, und sagte: „Meister, ich glaube, daß ich zum letzten Mal zu Euch komme. Ich will nicht mehr laboriren, und ich bitte Euch sehr, thut Ihr desgleichen. Sucht nicht mehr nach dem Stein und nach der Tinktur; bereitet lieber nützliche Arzeneien, und vor allem thut mir den Gefallen, und endigt unser jüngst begonnenes Werk. Schlagt die Phiole in Stücken, denn ich glaube, wir haben einen Geist hineingebannt, der uns zu vernichten droht. Ich habe in der vergangenen Nacht eine Erscheinung gehabt, zu schrecklich, als daß ich durch deren Schilderung sie mir noch einmal erneuen möchte, o, eine grausenvolle Erscheinung, die mir mein nahes Ende verkündigte, und zu mir sagte: „Ihr werdet nicht sterben

auf Eurem Bette, noch in Eurem Hause, noch im Hause Gottes. Ihr werdet sterben, wie Ihr lebtet — blutig!" Heiliger Bartholomäus, Gott weiß, daß ich ein Mann des Friedens bin, und kein Blut vergossen habe, und was ich damals ja beigetragen zur Vertilgung der ketzerischen Belialsrotte, der Hugenotten, das that ich zur Ehre Gottes und zur Aufrechthaltung unserer allerheiligsten Religion."

Der Cardinal seufzte tief auf, und murmelte ein Gebet; La Pierre nahm das Wort: „Eminenz, aus dem, was Ihr mir sagt, und aus dem, was ich selbst gehört und gesehen, wird mir klar, daß jenes Blut, welches Ihr mir gesendet habt, um die schlummernden Keime des Sonnenbaumes befruchtend zu erwecken, durch grausenvolle Gewaltthat mag genommen worden sein, habe diese nun verübt, wer da wolle, denn es liegt am Tage, daß der Astralgeist des verstorbenen Mannes es ist, der nicht Ruhe findet, weil er gewaltsam vom Körper getrennt worden."

„Was ist's mit dem Astralgeist, Meister?" fragte der Cardinal gespannt, und der Alchymist antwortete:

„Eminenz, der Astralgeist ist jenes siderische Wesen in uns, das gemischt ist aus den höheren Elementen: Luft und Feuer, aber mehr gebunden an die irdischen körperlichen Elemente, als die freie gottgegebene Seele, die nach dem Tode zu ihrem Ursprung wiederkehrt. Die sinnliche Empfindung ist es nach den Lehren neuerer Philosophen, welche nach dem Tode des Leibes nicht sobald sich auflöst, sondern schwebend in einem Zwischenreich Erinnerung behält, und vornehmlich die letzten Eindrücke, die der Mensch empfing, fest hält, und begabt ist, sein Wesen kund zu thun durch dämonische Erscheinung, drohend, warnend, klagend, weissagend, ja peinigend und rächend. Je reiner der Mensch im Leben war, je früher isolirt sich auch das geistigastralische Leben, je mehr aber schlackenbehaftet, je längere Zeit braucht es zu seiner Purification. Wird nun gewaltsam ein Lebensfaden durchschnitten, so bleibt der Astralgeist an das Blut gebunden, oder an den Leichnam, dem Mörder zur Quaal, dem Thäter oft zur furchtbaren Strafe. Daher bluten die Leichen der Erschlagenen, weinen die Vergifteten, wenn der Mörder ihnen nahe kommt, und . . .“

„Genug, o genug, Meister!“ unterbrach der Car-

dinal. „Ich verstehe nun Alles. O, gerechter Himmel! Du weißt es, nicht ich, was mein Bruder vielleicht wieder Sündhaftes gethan, denn er hat mir das Blut verschafft, und ich habe mich nicht darum bekümmert, von wem es gekommen. O, La Pierre! Wir wollen den Geist beruhigen, ich will mit der Kraft des Exorcismus . . ."

„Kein Exorcismus, Eminenz!" fiel dem Sprechenden der Chymiker in's Wort: „Wir zerschlagen nur die Phiole, verzichten auf die Gewinnung des Alkahests, und geben das Blut der Erde, damit es verweset."

„Thut also, mein werther Meister!" bat der Cardinal, und sie traten zu der Phiole.

Da gewahrten sie mit Schrecken, daß in dem Fluidum eine kleine scheußliche Menschengestalt sich gebildet hatte, gleich einem Fötus im Leib der Mutter, mit dickem, ausgebildetem Kopf, und von bleichgelblicher Farbe, doch ganz verzerrten Zügen.

„O geheimnißvolle Wundermacht der schaffenden Natur!" rief La Pierre aus: „Sehet, Eminenz, eine Frucht der spagyrischen Kunst und Weisheit! O wenn

wir die Arbeit fortsetzen, wenn diese Frucht Leben gewönne, dann könnten wir tiefe Blicke thun in der Alma Mater Schooß und der Zeugung Geheimniß!"

„Um aller Heiligen willen nicht! Schafft es fort! Schafft es fort!" schrie der Cardinal. „Mir vergehen die Sinne, denke ich daran, daß dieser Incubus leben könnte, und uns peinigen!"

„Es soll geschehen, Eminenz!" verhieß La Pierre, und Louis von Guise verließ ihn beruhigt.

Aber der Chymiker trat wieder zur Phiole, und sprach zu sich selbst: „Daß ich ein Narr wäre, und das Werk zerstörte, was so unerwartet und wunderbar sich gebildet! Nein, ich thue es nicht. Ich will das Ende abwarten." — Er rief einen Gehülfen, und hieß ihm das Feuer unter der Kapelle sorgsam unterhalten.

7.

Um das traurige Haus der Carthause brauste der Winterwind, und durch sein Schnauben ertönte

von Zeit zu Zeit der Ruf des wahnsinnigen Mönchs, der noch immer von der Thurmzinne herab den vorübergehenden Wanderern sein Memento mori zuschrie. Einem Wanderer aber, dem er es jetzt zurief, schien der Ruf willkommen. Er zog am Klingeldraht, und fiel dem öffnenden Bruder Pförtner zu Füßen, ihm durch Zeichen zu verstehen gebend, daß er in den Orden treten wolle, denn er war stumm, und sehr elend.

Der Pförtner meldete dem Prior den Vorfall, nachdem er den Flehenden eingelassen; dieser kam, fragte, und nie that sich jenem wieder die Pforte der Carthause auf. Es war Bordalone gewesen. —

Ganz Paris war in tobender aufrührerischer Bewegung, was überhaupt von jeher dort nichts seltenes, es war die neueste Neuigkeit, daß König Henry der Dritte, der gern König sein wollte, auf dem Reichstag zu Blois am 13ten December 1588 den Herzog Henry von Guise hatte erstechen, und Tags darauf dem Cardinal Louis von Guise ein Gleiches thun lassen. Ein Weheruf durchflog ganz Frankreich, und fanatische Priester wiegelten aller Orten das leichtbewegliche Volk gegen seinen König auf.

Ein wilder Volkshaufe tobte rebellisch über den Platz du Temple, als ein seltsames Ereigniß die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zog. Aus dem Hause des Chymikers La Pierre stürzten schreckenbleiche Menschen, darinnen aber krachte Knall auf Knall, und aus dem Schornstein des Laboratoriums wälzte sich dicker Dampf, von rother Lohe durchzuckt.

„Was ist's? Was begiebt sich? Ist Feuer?" rief das aufgeregte Volk, und umdrängte die Herausgeeilten; da stammelte einer: „Jesus Maria! Der Herr La Pierre hat einen Kobold im Hause!"

„Den lebendigen Teufel!" schrie ein Anderer.

„Er hat ein Monstrum der Hölle zu Wege gebracht. Gott sei uns gnädig," jammerte ein Dritter.

„Flieht, wer fliehen kann!" brüllte ein Vierter, aus dem Hause eilend: „La Pierre hat den Basilisken! Wer ihn ansieht, ist des Todes!"

Da stob das Volk ein wenig von der Thüre hinweg, und hob Steine auf, und jetzt rannte, wie wahnsinnig, La Pierre aus der Pforte, und siehe, ihm

im Nacken hockte ein scheußliches, blutiges Ungethüm, wie ein Affe, und ließ nicht los von dem Unglücklichen. „Steinigt den Teufelsbanner, den Goldmacher, den Hexenmeister, den Basiliskenvater!“ schrie einstimmig die Menge, und alsbald schmetterte ein furchtbarer Steinhagel auf den alten Mann, daß er blutend zu Boden sank, und nun kehrte sich die Wuth des Volks gegen das Haus; es vermochte niemand mehr, ihr Widerstand zu leisten. Alles Geräth, alle Fenster, alle die kostbaren Apparate und Gefäße wurden zertrümmert, im Laboratorium blieb kein Stein auf dem andern, und in Spiritus wateten die Meuter. Noch flammte Feuer unter einem Ofen in der Ecke, und eine Retorte lag im Sandbad; da schlug einer aus dem Haufen mit einem Knüttel drauf, und alsbald zuckte ein entsetzlicher Blitz durch das ganze Haus, ein Feuermeer ward das Laboratorium — der Spiritus brannte lichterloh, wer noch im Gewölbe war, kam elendiglich um. Bald war Feuer unten und oben, aus allen Oeffnungen des Hauses schlugen farbige Flammen, mit Noth wurde der Gluth Einhalt gethan; das Haus La Pierre's brannte bis auf den Grund nieder. Den

Leichnam des Unglückseligen hatte der wüthende Pöbel fortgeschleift und in die Seine geworfen; die blutige gespenstige Frucht seiner Arbeit aber ward von Keinem mehr erblickt. —

Der Albino.

[illegible] des Unglückseligen hatte der wüthende [illegible] [illegible] und in die Seine geworfen; die [illegible] gehässige Frucht seiner Arbeit, aber noch den Namen nicht erblickt. —

Durch den heitern und freundlichen Wiesengrund, der vom Dorfe Groß-Taberz, am Thüringerwald sich nach dem Felsenthal der muntern Laucha entlang bergwärts zieht, wandelte an einem Sonntagmorgen ein junger Bauer, der sehr arme Gottlieb Kohlhas. Wie gesagt, war der Wiesengrund heiter und die ganze Natur, aber der arme Gottlieb war es nicht, und als er den Wald erreicht hatte, wo sich die Felsenberge, die sich einst gänzlich entzweit haben, und mit einander zerfallen sind, nun immer noch zu nahe treten, daß kaum ein Mensch, Roß und Wagen aber gar nicht, hindurch kann, setzte sich Gottlieb auf einen Stein, und wer ihn gesehen hätte, würde ihn für einen Grillenjäger oder Kalendermacher gehalten

haben, so verdrüßlich war sein sonst hübsches Gesicht. Es stand aber auch in Gottliebs Lebenskalender recht unfriedliche Witterung; es hieß dort: „die Winde fangen an zu stürmen, worauf es unlustig und feucht wird.“

Das erste war bereits eingetroffen; es hatte zu Hause tüchtig gestürmt und die Unlust war da; zuletzt wurde es auch feucht, nämlich in Gottliebs Augen, aus denen sich ein Thränenregen ergoß, dann wurde der gute Junge wieder wild darüber, daß er weinte. Jetzt fing gar ein Waldfink an, den Brautgesang zu singen, und nun war es vollends aus. Statt daß sonst der Finkenschlag das Herz des Thüringer Waldsohnes selbst freudig schlagen macht, wurde Gottlieb bitterböse, nahm einen Stein und warf nach dem Doppelschläger, indem er ausrief: „Verwünschter Vogel! Weißt du weiter nichts, als mich zu ärgern?“

Der Stein aber traf nicht, der Fink flog weiter und spottete vom nächsten Baume herab: „Kink, Kink, Kink, Kink, hörst Du, willst Du mir den Bräutigam zieren?“ so daß sich Gottlieb über alle Maaßen ärgerte, erstlich, weil er merkte, daß ihn der

Fink utzte,*) zweitens, weil er den Vogel nicht hatte; hätte er ihn gehabt — so hätte er ihm ganz gewiß den Hals — nicht umgedreht.

An dem ganzen Herzeleid, Aerger und Kalendermachen unsers Waldsohnes war nun nichts Schuld, als jene Leidenschaft, die an so vielem Unheil und Herzeleid Schuld ist, die Liebe. Gottlieb war einer entfernten Verwandten, dem schönen Mariegretchen, der Tochter des reichsten Fuhrmanns in Groß-Taberz, herzlich gut, und sie war ihm auch ganz besonders gut, aber der alte Vetter, zumal Namensvetter, Kohlhas, wollte davon weder wissen noch hören, und als er Wind von dieser Lieb- und Leidenschaft bekommen, hatte er eben jenen Sturm nebst mäßigen mündlichen Donnerwettern losgelassen, der die girrenden Liebestauben in trübselige Regenpfeifer verwandelte; das war für die heißen jungen Herzen kein schöner Doppelschlag.

Mariegretchen saß mit verweinten und noch immer weinenden Augen in ihrem Kämmerlein, hatte Kopf- und Herzweh und wollte nicht in die Kirche. Sie dachte zu Hause an den lieben Gott und an

*) höhnte.

Gottlieb, an den Helfer und an den Hülflosen, ach das war eine tiefwehmuthvolle Andacht. Wo Gottlieb saß, wissen die günstigen Leser.

Mittlerweile war hoch oben von der sonnigen Tanzwiese herab ein der Waldpfade noch gänzlich unkundiger Wandrer geschritten, dem ein Diener folgte, leichtes Gepäck tragend; letzterer war bräunlich von Antlitz, und zeigte eine südliche Physiognomie. Aus dunkeln Augen sah er munter umher nach allen Seiten, deutete dann nach dem hohen Gipfel des Inselberges, der in stolzer und ruhiger Majestät das Gebirge beherrschte, und sagte: „Padrone veda, l'isola monte!"

Der Herr nickte ernst und faßte zwischen seine Finger kunstgerecht eine metallene Wünschelruthe. Nach einigem aufmerksamen Beobachten sagte er auf italienisch zu dem Begleiter: „Thalwärts winkt uns der Goldmagnet, also weiter!"

Hierauf stiegen Beide tiefabschüssige Pfade, die von Bergquellen bewässert und schwer zu beschreiten waren, in das düstre Thal hinab, über welchem starre Felscolosse seit Jahrtausenden Wache zu halten scheinen. Unten grüßte mit traulichem Gemurmel der Aspenbach die Pilger, und wieder faßte der fremde

Mann sein wunderbares Instrument, und siehe, es neigte sich heftig gegen das rauschende Gewässer. Ein Freudenschimmer zog über das Angesicht des Ruthengängers, und er sah sich um nach allen Seiten. Da sah er durch die Büsche auf seinem Steinblock den traurigen Gottlieb sitzen, und er gab seinem Diener einen schnellen Wink, sich unbemerkbar zu machen, und im Hintergrunde zu halten, auch aus dem Bach eine Hand voll Sand an sich zu bringen.

Durch Gottliebs Gedanken zogen so viele Phantasiebilder, ganze Heerschaaren von Hoffnungen, Landschaften voll Luftschlösser, liebliche Liebesträume und wieder kohlschwarze Nachtschatten des Grams, und alles, was einem unglücklichen Liebhaber durch die Gedanken geht, so daß er es gar nicht merkte, wie schon fünf Minuten lang ein fremder Mann vor ihm stand, und ihn unabläßig betrachtete, bis der fremde Mann endlich sprach: „Guten Morgen, gut Freund."

Erschreckt sah Gottlieb auf und noch mehr erschrak er, als er den Mann sah. Er glaubte, der Geist des Gebirges sei ihm erschienen, denn seltsam und wunderbar war allerdings die Erscheinung des Fremdlings. Todtbleich, ohne alle Lebensfarbe war sein Angesicht; unter dem breitgekrämpten grünen Reise=

hut wallte schneeweißes glänzendes Haar in Ringeln hervor bis auf die Schultern; die Augen des Mannes aber waren feurig, und die Wimpern in steter unheimlich zwinkernder Bewegung, als sei ihnen selbst das sanfte Licht, das die sonnebestrahlten Büsche und Felsen von sich warfen, unerträglich. Gottlieb hatte noch nie einen Leukäthiopen gesehen, daher erschien ihm der Erste dämonisch, und er entsetzte sich vor seinem Anblick so, daß er kein Wort zu sagen vermochte. Der fremde Mann sah lächelnd auf den verlegenen Burschen, und sagte: „Gut Freund, wie heißt nächster Ort?"

„Groß-Taberz!" antwortete Gottlieb ermuthigter und seine Blicke wagten sich schon mehr an die Gestalt des Mannes, sein Mund aber wagte die Fragen: „Wo kommt Ihr her, Herr? Wer seid Ihr?"

„Ich kommen weit, weit her," antwortete Jener, mit der Hand südwärts zeigend. „Ich sein Italiano, Bergmann und Kaufmann; handeln mit gute Steine, und suchen Steine. Hier ist schöne Gegend, viel steinreich. Könnte ich bleiben eine Zeitlang hier mit meinem Knecht in Gran Taberza, wäre mir sehr lieb."

„Warum das nicht, Herr?" erwiederte Gottlieb.

„Es ist eine gute Schenke im Ort, da könnt Ihr bleiben, so lange Ihr wollt.“

Der Fremde schüttelte heftig das Haupt, und warf einen forschenden Blick auf Gottlieb, indem er sprach: „Nicht Schenke, gut Freund! Ich brauchen eine stille Wohnung, ganz still, eine dunkle Kammer, sehr wenig Raum, einfache Speise. Aber ich brauchen einen treuen Mensch, der hier die Wege kennt, und ist verschwiegen. Ich bezahlen gut, aber treu, treu und verschwiegen! Lieb wäre mir, wenn ich wohnen könnte ganz heimlich, nicht gesehen von die Leute.“

Der Fremde zog eine Schnupftabaksdose hervor, die aus gefärbtem Chalzedon bestand und in Gold gefaßt war und nahm eine Prise. Eine schöne Dose ist der Wunsch jedes jungen Thüringer Burschen, Gottfrieds Augen ruhten wohlgefällig auf der des Fremden, diesem blieb das nicht unbemerkt, er zog noch eine hervor, und noch eine, und sagte: „Schöne Dosen aus gute Steine gemacht. Ich gäben gern eine solche Dose für ein stilles Quartier, und auch noch Geld.“

Das könnte ich ja verdienen, dachte Gottlieb. Wir haben noch ein Oberstübchen mit Kammer in

unserm Häuschen, und meiner Mutter wird es nichts verschlagen, wenn ich den Fremden mitbringe, unser Häuschen liegt ohnehin am Ende des Dorfs, wir sind gleich im Wald. Es wird gehen.

„Ich wollte Euch wohl Quartier anbieten," sagte er nun, sich dabei umsehend nach dem Diener, dessen der Fremde erwähnte: „aber Euern Knecht weiß ich nicht unterzubringen, und wenn Ihr schon nicht gesehen sein wollt, dürft Ihr noch weniger zu Zwei sein."

Der Fremde zuckte die Achseln und schwieg eine Weile verdüstert, dann nahm er wieder das Wort: „Ist nicht noch hier umher eine Grotte, wo wir sicher könnten schlafen Beide, einige Tage, und Du brächtest uns Speise heimlich, und zeigtest mir die Wege auf den Bergen."

„O wenn Ihr das wollt," rief Gottlieb freudig: „so kommt nur mit, gleich in der Nähe, unter der Schönlaite liegt eine Höhle, darin Ihr gar wohl in dieser schönen Sommerzeit übernachten könnt, auch ist sie still und dunkel, wie Ihr eine Wohnung wünscht, und Essen will ich Euch bringen, und führen kann ich Euch auch, wohin Ihr wollt, denn ich

weiß jeden Weg, und verdiene gerne etwas. Auch will ich Keinem etwas davon sagen."

„Gut, gut," sprach der Albino, und rief laut: „Rocco!"

„Signor Padrone!" schallte es aus dem nahen Gebüsche, und der braune Diener kroch hervor; fast wäre Gottlieb wieder über den erschrocken, zu dem der Herr in seiner Landessprache redete.

Die beiden Fremden folgten nun dem Führer nach, der sie einen Bergpfad empor leitete; nach kurzer mühsamer Wanderung gähnte sie in schauerlich romantischer Umgebung die Felsenhöhle an. Gegenüber starrte die rothe Porphyrwand des Bärenbruchs empor, rings umher neigten melancholische Tannen ihre schlanken Aeste erdwärts, und am schattigen Eingang der Grotte wucherte und blühte üppig aufgeschoßt zwischen Farnkrautbüschen die einsamkeitliebende Waldpflanze Rührmichnichtan; auf feuchtem Gestein aber saß träg ein Salamanderpaar. Mit dem Gefühl des Wohlbehagens, trat der Albino in die dämmernde, kühle Höhle und nahm den Hut ab. In Gottliebs Seele erneute sich das Grausen, denn nun sah er erst, wie die Augen des wunderbaren Mannes funkelten, wie seine rothen Augäpfel roll-

ten, und ein bläulicher Glanz der Iris entstrahlte. Der Mann schien noch gar nicht alt, und hatte doch Greisenhaar, fein wie gesponnenes Glas, und so silberfarbig. Er schien gesund und stark, und hatte doch keinen Blutstropfen im Gesicht, während Gottlieb fühlte, wie seine eignen Wangen von dem Bergsteigen glühten.

Der Diener des Fremden warf sein Gepäck ab, untersuchte die Höhle mit spähendem Blick, und ging daran, sich's bequem zu machen. Es schien ihm gar nichts Befremdliches oder Ungewohntes, Bewohner einer Bergkluft zu sein; er durchschritt den schmalen Felsengang bis an sein Ende, und probirte an einigen Steinmassen, ob sie fest oder wandelbar.

„Willst Du mir nun einige Tage sein ein Bote, und bringen uns, was ich Dir sagen werde für Geld und gut Wort?" fragte der Albino Gottlieb, und dieser bejahte. „Willst Du auch nichts sagen, keinem Menschen von uns, und es fest versprechen?" fragte Jener wieder, und Gottlieb legte, doch nicht ohne geheimes Grauen, seine Hand in die dargebotene Rechte des Fremden.

„So bringen uns ein Brod, Fleisch und feste

Kohlen vom Schmied ein Korb voll," gebot nun dieser und wiederholte die Bitte, verschwiegen zu sein.

Gottlieb enteilte; unterwegs dachte er wieder an Mariegretchen, doch der Verdruß war vorüber, und jener heitre Sinn, das glückliche Erbeigenthum der Thüringer Waldleute, war ihm wiedergekehrt.

Das muß eine eigne Nation sein, von der der Fremde ist, dachte er bei sich selbst; hätte mich fast vor dem Kauz gefürchtet, er sieht aber auch aus, wie ein Seidenhaase und sein Diener wie ein Waldteufel. Wird ein saubres Nachtquartier werden dahinten, brr! — müssen gewärtig sein, daß ihnen so eine giftige Mole oder ein Unk *) in den Hals kriecht. Aber wer weiß, ob der das Geschmeiß nicht bannen kann, er sieht mir ganz aus wie ein Herenmeister. Blitz, wenn ich nur so eine Deise **) von ihm bekäme, ich wollte gern acht Tage und länger Boten gehn.

Im Dorfe war es noch still, die Leute waren aus der Kirche in Kaberz, wohin Groß-Taberz eingepfarrt, noch nicht zurück. Gottlieb ging an Kohlhasens

*) Mole: Molch, Salamander; Unk: Ringelnatter.

**) Dose.

Haus vorbei, und blickte über den Zaun des Hausgärtchens, in der Laube von Geißblatt saß ein blondes Mädchen, und las andächtig im Gesangbuch, ihre Wangen glühten gleich der Purpurlychnis, die neben duftigem Rosmarin und Lavendel in ihrem Busenstrauß brannte. Mariegretchen war im Festtagsputz, der sie wunderschön kleidete. Das blonde Haar war zum Scheitel hinaufgeschlagen, und verlor sich in einer Krone von rothem Band, deren Ecken zwei niedliche Röschen bildeten. Zwei Bänder von gleicher Farbe flatterten den Rücken hinab. Den blendendweißen Hals umgab das stolze Zeichen des Reichthums, eine Schnur krummgebogener Ducaten. Den vollen Busen umschloß züchtig das mit Silbertressen besetzte grüne Mieder, und ein Tuch von orangefarbiger Seide, und statt des Gürtels umfing den Leib jener eigenthümliche faltenreiche Wulst, gebildet aus dem Umfang des grünen Tuchrocks, über welchen die weiße Schürze gebunden war, Schürze und Rock aber waren ortsüblich noch bis zu den Hüften mit schwarzem Tuchband umwunden. Die vollen Arme waren bloß, und nur bis zum Ellenbogen von den weiten feinleinenen Hemdärmeln leicht überhüllt.

„Guten Morgen, Mariegretchen!“ rief Gottlieb über den Gartenzaun, und das Mädchen blickte auf, und ihre Blicke verklärten sich, als sie den Geliebten sah, sie winkte ihm, hinter die Laube zu treten, wo ein Hollunderbusch ihn etwas unsichtbar machte, und streckte ihm dann die weiße Hand zum Willkommen durch das Laubgitter. Die liebende Dörferin, so wenig wie ihr Geliebter zu sentimentaler Wehmüthelei organisirt, seufzte weder ach! noch oh! sondern sie flüsterte rasch und leise: „Lieber Gottlieb, mein Vater hat gesagt, wenn er Dich noch einmal bei mir fände, so wolle er mich so braun und blau schlagen, wie sein Fuhrmannshemd, und Dich dazu, und sollte es ihn seinen schönsten Braunen kosten!“

„Da höre ich Deinen Vater,“ antwortete Gottlieb: „er ist höflich wie ein Fuhrmann, seine ganze Fracht besteht in zentnerschwerer Grobheit, und ich will doch nicht von Dir lassen, mein bestes Mariegretchen! Wir wollen ein Paar Tage hingehen lassen, ich soll ohnedieß einem Fremden, der hier schlechte Steine sucht, und die guten schon hat, die Wege weisen, und da braucht Dein Vater nicht meinen Wegweiser zu machen, der alte steinerne Meilenzeiger der! Ach Gott, wär' ich doch reich!“

„Gräme Dich nicht, Gottliebchen!“ tröstete Mariegretchen. „Ich bin und bleibe Dein! Helf uns Beiden Gott! Jetzt geh, die Kirchenleute müssen gleich kommen: grüße Deine Mutter!“

Mariegretchens Busenstrauß und ein Briefchen wanderten durch die Laube in Gottliebs Hand, der die der Geberin herzlich drückte, und dann wie ein Pfeil nach seinem Häuschen flog. Es war noch verschlossen, die alte Mutter war in der Kirche. Zuerst las Gottlieb das Briefchen, nachdem er schon im Laufen den Strauß an seiner Jacke befestigt hatte, und fand darin nebst dem gewichtigen Inhalt eines Kronenthalers, den süßen Vers:

„Mein Herz und Dein Herz, die sollen sich einander lieben!
„Hier hast Du meine rechte Hand, und einen Kuß zum Unterpfand!
„Vergiß mein nicht!

Deine getreue Margar. Kohlhas.“

Gottlieb küßte den Brief, suchte an der bekannten Stelle den Hausschlüssel, schloß den Kronenthaler schnell in seine Lade, musterte den geringen Vorrath seiner Mutter an geräuchertem Fleisch, bemächtigte sich einer kleinen Speckseite, nahm einen Laib Brod, und da er das Geschäft eines Horndrehers betrieb,

aus seinem eignen Kohlenvorrath eine gute Parthie, packte dieses alles in einen Jagdranzen, und versäumte nicht, eine mäßige Branntweinflasche gefüllt zu sich zu stecken. Mittlerweile kam die Mutter nach Hause, und Gottlieb verfehlte nicht, ihr zu sagen, daß er einen Fremden geleiten solle, und vielleicht ein oder zwei Nächte gar nicht nach Hause komme, so wie, daß er die mitgenommenen Victualien reichlich vergütet erhalten werde.

Die gute Alte, nur in ihrem nicht minder guten Sohn lebend, war Alles zufrieden, nöthigte ihm noch eine unterwegs gekaufte Semmelzeile auf, und als das Mittagsglöcklein in Groß-Taberz läutete, wanderte Gottlieb schon wieder rüstig, und froher, wie heute früh, den schönen Lauchagrund hinauf.

Unterdessen war der Albino Andrea mit seinem Diener Rocco in der Grotte auf besondere Weise thätig gewesen. Sie richteten sich ein heimliches Wandschränkchen ein, in welches Andrea seine Kleinodien, Gold und edle Steine verbarg, dieses wurde mit einem Stein zugesetzt, und dieser mit Moos verkleidet, daß Niemand ahnen konnte, was dahinter steckte. Ganz am Ende der Felsenhöhle baute Rocco, der aus seinem Gepäck mehrere Instrumente, Flaschen

und auch einige Schmelztiegel zu Tage, oder vielmehr an das Dunkel förderte, einen kleinen Feuerheerd, während Andrea den aus dem Bach mitgenommenen Sand im Vordergrunde, wo es noch ziemlich hell war, einer sorgfältigen Prüfung unterwarf, wobei er sich eines starken Vergrößerungsglases bediente; dann schüttete er eine Portion davon in ein kleines Fläschchen, und goß starkes Königswasser darauf. Alles Geräth, was sie nicht für den Augenblick zu brauchen gedachten, suchten die Fremden mit großer Vorsicht zu verbergen; die Wünschelruthe verwahrte Andrea sorgsam in seinen Kleidern. Nur den treuen Wanderstab, unten mit Eisen beschlagen, oben am Griff mit einem starken Hammer versehen, und Rocco's leere Tasche hätte ein unberufen Eindringender nebst den angehenden Troglodyten gefunden.

Andrea saß unfern des Einganges und richtete seine lichtscheuenden Augen empor zu den grünen Bäumen, blickte freundlich in das sanfte Dunkel, das ihre Schatten schufen, und sagte: „Ein schönes Land, bei Gott! Alles grün, so weit das Auge schaut; grüne Wälder, nicht einförmig, sondern mannigfaltig, grüne Wiesen und Saaten! Nicht so brennend, nicht

tödtlich meinem Augenlicht, wie ihr Gluthstrahl im Vaterland. O Rocco, Rocco! Sohn des Apennins, sage, ob es hier nicht schön ist? Und gute Menschen im Gebirge, keine Räuber, keine Banditen."

Eine Ringelnatter kroch während dieser Betrachtung des Italieners in die Grotte, und hob das goldgelb gefleckte Köpfchen, mit klugem Aug' umherspähend, und weitheraus das geschmeidige Zünglein streckend. Mit einem raschen Griff fing sie Andrea, und setzte noch, während die Schlange seinen Arm umwand, die Salamander auf sein Knie, dann sprach er wieder betrachtend: „Auch die Thiere gut in diesem Land, nicht viele giftig, keine Scorpionen, keine Taranteln."

Jetzt sah Andrea wieder nach dem Fläschchen; die Flüssigkeit hatte sich gefärbt, und nun schüttete er das Helle von dem Bodensatz ab, und winkte Rocco, der ein anderes kleines Fläschchen, das Zinnsolution enthielt, herbeibrachte; langsam ließ der Albino zwei Tropfen davon in jenes Glas fallen, und siehe, da begann sich's drinnen zu wölken, purpurfarben, wie dichter Nebel, den die Frühsonne bescheint, und langsam setzte sich der rothe Niederschlag zu Boden. Aber Andrea zitterte vor Freude und sprach zu Rocco:

„Jetzt steige hinab zum Bach, und hole herauf des Sandes, so viel Du nur vermagst, o benedetta Turingia!“

Der braune Rocco schlüpfte schnell wie ein Wiesel durch das Gebüsch, und kam bald zur murmelnden Laucha, um aus dem blumenumbordeten Bette des Waldbaches den geheimen Reichthum der Berge zu schöpfen.

Gottlieb traf den Albino allein in der Höhle sitzend, und schlafend. Er blieb lange vor ihm stehen, und scheute sich, ihn zu wecken. Die Ringelnatter war ihm in den Busen gekrochen, und züngelte mitunter aus dem offenen Halskragen. Die Salamander tappten auf dem Schlafenden umher, der anzusehen war, wie ein recht seltsamer Zauberer.

„Hab' ich mir's nicht gleich gedacht," fragte sich Gottlieb leise: „daß der ein Hexenmeister ist, und das Gezück *) bannen kann? Ich meine fast, er hat dem Teufel sein Blut verkauft. Das heiß ich einen weisen, weißen Mann, der kann mehr als Brod essen. Schläft er, oder schläft er nicht? Ja, zimpre nur mit den Augen: er will mich gewiß probi-

*) Zeug.

ren, ob ich ihm etwa die Dose stibitze, Gott behüte mich dafür!"

Ruhig packte der ehrliche Gottlieb aus, was er mitgebracht, doch geräuschlos und ruhig schlief der Albino fort in der wohlthätigen grünen Dämmerung, sanft gekühlt von dem feuchten Hauche der Oreade.

Nach einer Weile keuchte Rocco wieder aus dem Felsenthale herauf und Andrea erwachte. Rocco trug seine Last in den Hintergrund und der Albino forderte Gottlieb auf, nachdem er sich sammt seinem Diener gesättigt hatte, ihn auf die Höhe des Inselbergs zu führen; Rocco blieb zurück, als sein Herr mit Gottlieb die Höhle verließ, und entzündete ein Kohlenfeuer, dann rieb er einen Theil der Kohlen zu Staub, mischte sie mit dem Sande, und that eine Portion davon in den Schmelztiegel, welchen bald die rothe Gluth erhitzte.

Gottlieb führte seinen Reisenden durch ein schmales Thal, dessen Eingang Felsen bildeten, bergempor, dann eine Strecke durch den Wald, und so gelangten Beide auf die Fahrstraße, die nahe unter dem Gipfel des Inselbergs von Kaberz nach Brotterode vorbeizieht. Sie kamen bald zu der Stelle, wo ein steiler Fußpfad sich aufwärts schlängelt, und stiegen

diesen hinan. Von Zeit zu Zeit hob der Albino einen unscheinbaren braunen Stein vom Boden auf, und reichte ihn seinem Führer, so daß dessen Tasche bald sehr schwer wurde, und er sich nicht enthalten konnte zu sagen: „Schwere Last, lieber Herr, wozu soll ich die Steine schleppen? Gebt acht, daß es Euch nicht geht, wie jenem Guten, der einen von meinen Kameraden auch zum Steinesel machte!"

„So sagen mir, wie hat es gegangen dem Kammeraden von Dir?" antwortete freundlich der Albino, und Gottlieb, sehr erfreut, erzählen zu können, berichtete: „Seht, lieber Herr, Vältenmichel mußte mit so einem — nun wie heißen sie doch? — Mineralogen — gehen, der ihm eine entsetzliche Last Steine aufpackte. Der Herr wollte nach Liebenstein in's Bad, und bis dorthin sollte Vältenmichel die Steine tragen, während der Steinsammler noch einen Umweg machte. In Liebenstein wollte er mit seinem Träger wieder zusammentreffen. Was geschieht? Vältenmichel ist ein pfiffiger Kerl, der lieber eine Wurst trägt, als einen Wurststein, und als er müde ist, setzt er sich, es war bei Brotterode, neben seinen Steinsack und denkt bei sich selbst: „Guck, Vältenmichel, der Herr hat Dich nur vor'n Narr'n, daß Du die dum-

men Steine nach Liebenstein schleppen sollst, und lacht Dich nachher aus. Straf mich Gott, bei Liebenstein giebt's ja auch Steine genug. Was thut nun mein Vältenmichel? Er schüttet seinen Sack aus und geht leer nach Liebenstein; als er nahe dran ist, sucht er auf einem Acker wieder einen Sack voll recht hübsche Steine, und bringt sie dem Herrn, der schon unter den Linden sitzt, mit noch ein Paar Herren, und ausruft: „Jetzt geben Sie Acht, meine Herren, jetzt kommt mein Fund, Sie werden etwas Erstaunliches sehen!" Vältenmichel pocht nun doch das Herz ein wenig, aber er schüttet seine Feldsteine aus. Die Herrn hätten sich krank gelacht, wenn sie nicht just im Bad gewesen wären, der Mineralog aber wird fuchsteufelswild, und schreit: „Schurke, das sind meine Steine nicht!" Vältenmichel schwört Stein und Bein, es wären die rechten Steine. Da hätte Vältenmichel beinahe Prügel bekommen, endlich gesteht er, und muß spornstreichs wieder nach Brotterode laufen, und Gott danken, daß die rechten Steine noch dort liegen."

Der Albino lächelte über diese Erzählung und sagte: „Ich glauben gut, daß Vältenmichel war ein

Esel; doch daß Du nicht glauben, ich packen Dir auf von die schlechte Steine, so gieb Achtung!"

Er nahm einen der runden Steine, führte mit dem Hammer einen starken Schlag darauf, und siehe, purpurstrahlend blitzten die reinsten Amethystkrystalle dem verwunderten Gottlieb in's Auge.

Jetzt war die Höhe erreicht, von der schon so viel Frohe herab auf die Wälder und Fluren des gesegneten Thüringens blickten, die Höhe, zu der die Söhne des Landes freudig wallfahrten. Die Luft war rein und frisch, die Sonne neigte sich zum Niedergang. Dem fremden Mann ging das Herz auf.

„Schöne, o schöne Land!" rief er, und seine strahlenden Augen schienen ein Freudenmeer zu sprühen. Gottlieb lächelte fast wehmüthig dazu. Es fiel ihm eben ein, daß er das letzte Mal mit Mariegretchen oben gewesen war, und sie Beide viel Lust gehabt hatten. Jetzt schien es nun auszusein mit der Lust, denn der alte Kohlhas war ein kluger zwar, aber auch ein harter Mann, und was er wollte, das mußte geschehen in seinem Hause, oder es war kein Wetter am Himmel, und keine schwere Noth auf der Erde, die er nicht zusammenfluchte.

Schon sank der Abend in die Waldthäler, als der letzte rothglühende Sonnenfunke am fernen Horizont erlosch, und es war hohe Zeit, von der Höhe sich hinabzubegeben in die Tiefe, wenn man nicht auf dem Bergscheitel übernachten, oder im Dunkeln an den steilen Berg-Abstürzen den Hals brechen wollte, und die beiden Wandrer traten den Rückweg an. Andrea, munter und immer wohlgemuthet, jemehr der Tag erblich, denn mit dem Untergang der Sterne ging seinen Augen ein schöneres Sehen auf, nach dem Schmerz von der Helle die milde Freude an der Dämmerung; Gottlieb aber wurde düstrer mit dem Abend und schweigsam, denn das Abenddunkel kann einen unglücklichen Liebhaber wohl etwas melancholisch machen. Auf dem Fahrwege gingen just ein Paar Bursche aus Taberz heimwärts, als Andrea und Gottlieb ihn wieder betraten; Bältenmichel war unter ihnen und der erste: Er stieß einen lauten Schrei der Furcht aus, als er des Albino ansichtig wurde, und die andern standen wie Mauern. Andrea sah sie ernst und fest an, er hatte den Hut in der Hand, seine schneeweißen Locken flatterten im Wind, seine bleichen Züge hatten den Ausdruck gespenstiger Starrheit, und die bläuliche Iris leuchtete

hell aus dem rothen Kreis des Auges. Als sich keiner der Bursche heran wagte, ging Andrea ruhig an ihnen vorüber, und jetzt trat Gottlieb aus dem Gebüsch.

„Je, Hansen Märtens Gottlieb!“ rief Vältenmichel, „woher? wohinaus?“ Und leise fragte ein Anderer: „Hörst Du Gottlieb, wer ist denn der?“

Lachend zeigte Gottlieb, der nicht gern eine Gelegenheit zu necken vorbei ließ, Vältenmicheln seinen schweren Steinsack, und spottete: „Komm her alte Haut, Du sollst Steine nach Liebenstein tragen!“

Vältenmichel machte eine Faust und schrie: „Warte Du aberwitzige Häringsnase, ich will Dir einen Stein in die Rippen werfen, daß Du fahren sollst bis nach Brotterode!“

Gottlieb lachte noch ärger, ließ die zweite an ihn gerichtete Frage gänzlich unbeantwortet, und folgte dem Albino.

Die Bauernbursche sahen sich mit einiger Scheu nach dem Fremden um, Vältenmichel aber lief Gottlieb ein Paar Schritte nach und rief höhnend: „Hansenmichels Gottlieb! Nachbar Kohlhasens Knecht ist zum Teufel gegangen, das wäre für Dich ein guter Posten, Du könntest um Mariegretchen dienen!“

Andrea, der den Weg weit besser sah, als sein Führer, fragte, was dieser Nachruf bedeute, und Gottlieb erzählte ihm vertrauungsvoll die Geschichte seiner Liebe. Letzterer dachte auch der Nachricht, die ihm Bältenmichel im Scherz und Spott nachgerufen, im Ernst nach.

Als die Höhle unter der Schönlaite erreicht war, hieß Andrea seinen Führer nach Hause gehen, und morgen zeitig wiederkommen; drauf, als Gottlieb fort war, zeigte Rocco seinem Herrn die Frucht seiner Arbeit, indem er den Schmelztiegel ausleerte. Es war eine goldne Frucht.

Gottlieb strich am Hause des Herrn Fuhrmann Kohlhas vorüber, er dachte, Mariegretchen noch einen Augenblick zu sprechen, damit war es aber nichts, denn statt des freundlichen Mädchens, saß der brummige Alte vor der Hausthür, und rauchte sein Abendpfeifchen. Der Knecht war ihm in der That fortgelaufen und er hätte gern bald einen andern gehabt. Früher hatte Gottlieb einmal Lust, sich unter seiner Leitung zum Straßenfuhrmann auszubilden, und jetzt dachte der Alte: „Hm, wenn Gottlieb noch Lust hätte, sich mir zu verdingen, so wäre ich zweier Sorgen auf einmal quitt, erstlich hätte ich einen ehrlichen

Knecht, zweitens wäre er aus dem Dorfe fort, von wegen meiner Mariegrete, denn weit davon ist gut vorn Schuß." Nun ging Gottlieb eben vorbei, grüßte Herrn Kohlhas, und ward unvermuthet freundlich von ihm angerufen.

Herr Kohlhas fragte, wie es ihm und seiner Mutter gehe, ob er gute Nahrung habe?

Letzteres konnte Gottlieb nicht bejahen, denn die Horndreherkunst brachte blutwenig ein, und ward auch nicht mit allzugroßem Eifer betrieben.

Endlich kam bei Herrn Kohlhas die Klage, daß der Knecht fort sei, und ihr schloß sich die Frage an, ob Gottlieb, da er doch früher das Fuhrwesen geliebt, auch Pferde liebreich zu behandeln wisse, nicht noch Lust verspüre, als Fuhrmann die weite Welt zu sehen? denn die Fuhrleute aus Kaberz und Taberz befuhren zu ihrer Blüthenzeit alle Heerstraßen Deutschlands, ja auch außer Deutschlands Gränzen gingen die schwerbefrachteten, weißtuchüberspannten und daher fernleuchtenden Güterwagen.

Kurz, Herr Kohlhas versprach guten Lohn, Gottlieb versprach sich gute Tage und willigte erfreuten und hoffnungsreichen Herzens ein und über den beiden Vertragenden freute sich noch ein Herz dieser

Verträglichkeit, wie dieses Vertrags: Mariegretchens, welche leise zum Fenster heraus sah, als sie Gottliebs Stimme unten hörte, und so hörte sie nun Alles. Gottliebs Mütterlein weinte zwar, doch fügte sie sich, denn sie sah, daß ihr Sohn sich über diese Wendung seiner Lage freute, auch verhieß Gottlieb, Mariegretchen werde sich ihrer sorglich annehmen, wenn sie Hülfe bedürfe. So legten sich an diesem Abend vier Menschen sehr hoffnungs- und gedankenvoll in Groß-Taberz nieder.

Am andern Tage war Gottlieb früh auf, um noch einmal zu Andrea zu gehn; er bemerkte nicht in der Eile, mit der er das Felsenthal durchwanderte, daß Vältenmichel mit noch drei Gefährten ihm von Weitem folgten, denn jene hielten sich immer vorsichtig hinter ihm, daß er sie nicht wohl sehen konnte.

Andrea war schon zum Ausgang gerüstet, als Gottlieb mit freundlichem Gutenmorgengruß zu ihm trat. Rocco war schon zweimal unten am Lauchabach gewesen, und im Hintergrunde leuchtete Kohlenfeuer und ein Schmelztiegel stand in der Gluth.

In der Nähe wurden Stimmen laut: „Paßt auf, er ist in die Höhle gekrochen, wie ein Unk, wir wollen ihn aber schon finden! Auf, hinauf!"

Gottlieb horchte, die Stimmen schienen ihm bekannt, Andrea sah sich besorgt nach Rocco um, und dieser deckte mit einem breiten Baumzweig sein Feuer zu.

Jetzt rauschte es im Gebüsch, Gerölle und Steine rollten hinab zum Grund, und mit starken Haselstecken versehen, trat Vältenmichel mit seinen Gefährten zum Grotteneingang.

„Da bist Du ja, hundsföttischer Kujon!" schrie Vältenmichel, den gestern die auf Gottlieb und seine Liebe neidischen Kameraden tüchtig aufgehetzt hatten, und führte einen derben Hieb nach dem Ueberraschten, daß er laut aufschrie.

„Spitzbübischer Schuft!" brüllte er, und packte den Angreifer am Halstuch, und wollte ihn zu Boden reißen, aber da ließen Vältenmichels Gefährten eine ganze Prügeltracht auf den Armen regnen.

Doch schnell nahte ihm Hülfe. Andrea sprang hinzu, wild, wie ein Löwe, und löwenstark griff er mit der Rechten dem Einen, mit der Linken dem Andern in's Genick, riß sie rückwärts und schleuderte sie mit furchtbarer Vehemenz zu Boden, daß Einer gleich kopfüber den Berg hinabschoß. Aus der Grotte kam Rocco mit funkelnden Augen, ein Stilet blitzte

in seiner Hand, und todtdrohend hielt er den einen Gefallenen am Boden fest, während Gottlieb im Ringkampf mit Vältenmicheln ebenfalls niederfiel. Jetzt stand nur noch ein Feind, aber diesem sank alsbald der Muth, als Andrea auf ihn eindrang, dem der Zorn ein furchtbarschreckliches Ansehn gab. Dieses geisterhafte Feuer der Augen, diese Todtenblässe, und die Kraft des fremden Mannes, von der er so eben überzeugende Proben gesehen hatte, dazu der fast mohrenbraune Rocco, der nur einer Armbewegung bedurfte, um das Lebenslicht seines Kameraden auszublasen, Alles drängte sich in einem Moment vor seine Seele, und riß ihn im zweiten Moment zur schleunigsten Flucht fort; dem berghinabgekollerten Gefährten lag der Schreck in allen Gliedern, und er achtete es für nichts, daß er Vältenmichel schrecklich schreien hörte, der so eben oben eine beträchtliche Anzahl von Prügeln und Pfiffen empfing, dann nahm Andrea diesen wie ein zappelndes Kind auf seine Arme, trug ihn zum Abhang, und warf ihn seinen Kameraden nach. Laut hallte sein Jammergeschrei von der Felswand des Bärenbruchs wieder.

Nachdem auch der Letzte nicht ohne Denkzettel

entlassen war, und Gottlieb vor Wuth, Aerger, Anstrengung und Schmerz zitterte, sprach Andrea sanft: „Teofilo, bei'm Auge des Haasen, in das einst meine Mutter gesehen, als sie schwanger ging mit mir, Deine Kameraden sind nicht gut, und nicht für mich gut, daß sie hier gesehen uns. Ich muß nun reisen weiter mit meinem Rocco, und danken Dir für Deine Mühe, die Du gehabt mit mir. Hier ist für Dich ein Thaler und ein klein Andenken, diese Dose. Behalte sie immer, und diesen Ring gieb Deiner Sposa Marietta! Und nun leben wohl!"

„O mein guter, guter Herr! so viel verdien' ich nicht!" rief Gottlieb gerührt aus, die Hand des Albino drückend, aber dieser entzog ihm die Hand, und sprach: „Gehen mit Gott, Teofilo, und haben noch viel Dank!"

Gottlieb ging, betrübt über das schnelle Scheiden von dem wunderbaren fremden Mann, und erfreut über dessen kostbare Geschenke. Die Dose war aus Chalcedon, in Silber gefaßt, der Ring enthielt einen schönen Amethyst.

„Was wird Mariegretchen für eine Freude haben?" fragte sich der treue Liebhaber, selbst freudig; dann aber bewaffnete er sich mit einem tüchtigen

Knittel, um Alles todtzuschlagen, was ihm wieder bedrohlich in den Weg treten würde.

Andrea und Rocco aber räumten in ihrer Felsengrotte schnell auf, und als am folgenden Tage neugierige Bursche sich in verstärkter Anzahl, von dem rachesüchtigen Vältenmichel angeführt, wieder in die Höhle drängten, fanden sie den fremden starken Mann nicht mehr, so wenig wie seinen Knecht, und auch keine Spur von Beiden, als etwa ein Häufchen Asche, kleine Kohlenstücke und wenige Schlacken.

Dennoch schienen jene Fremden die Gegend noch nicht verlassen zu haben, denn bald wollte der eine und der andere Holzmacher sie im ungeheuern Grunde, bald im Inselberger Loch, bald auch wieder im Lauchathal gesehen haben, und es fehlte nicht an Mährchen, welche Furchtsamkeit und Einbildungskraft erfanden, über die geheimnißvollen Bergwandrer, die zuletzt in den Gesprächen der Dorfbewohner als mythische Personen fortlebten, als sie längst nicht mehr das Gebirge durchstreiften.

Auch Gottlieb hatte zu dieser Zeit die geliebte Heimath weit hinter sich mit Allem, was sie ihm Theures barg. Er fuhr mit vier starken Pferden, und einem schwerbepackten Frachtwagen vom Herzen

Deutschlands nach Osten und Westen, Süden und Norden, und verdiente dem reichen Herrn Vetter viel Geld, während er immer arm blieb. Mariegretchen nahm sich seiner Mutter sehr freundlich an, aber Herr Kohlhas sah es gern, daß Gottlieb fort war, und sorgte durch immer neue Briefe und Aufträge, daß sein Knecht gar nicht mehr nach Hause kam. Unterdessen that Vältenmichel plötzlich eine reiche Erbschaft und hielt um Mariegretchens Hand an, und in der That, Herr Kohlhas war das wohl zufrieden, nicht so Mariegretchen; die weinte heiße Thränen, und flehte zu Gott um Hülfe und Beistand, und weigerte, allen Stürmen und Donnerwettern trotzbietend, ihr Jawort, und ließ den Ring von Gottlieb nicht vom Finger.

Gottlieb kam nach Hamburg, und dort war schon wieder ein Auftrag für ihn, und Fracht nach Venedig. Er merkte nun wohl mit tiefem Schmerz, daß ihn sein Herr mit Absicht von der Heimath fern hielt; so schrieb er an seine Mutter, und legte in das Schreiben ein Briefchen an Mariegretchen, und bat sie, treu zu bleiben. Und Mariegretchen blieb treu. — —

Auf einem der Hauptplätze des reizenden Vene-

dig lag Gottliebs Fracht, auf Barken nach der Handelsstadt geschafft, vor einem großen Gasthof, der an ein Palast ähnliches Gebäude stieß, das im Erdgeschoß einen Prachtladen enthielt, wie Gottlieb noch nie einen gesehen. Hell und herrlich funkelten und glänzten durch die Krystallglasfenster Edelsteine von allen Farben, Perlendiademe, goldene Ketten, Ringe, Armbänder und — auch solche Dosen, wie Gottlieb eine führte, in einer wahren Ueberfülle. Und als er so mit offnem Munde betrachtend stand, schlug ihn Jemand auf die Achsel, und ein Diener in goldbetreßter Livree stand vor dem Staunenden, faßte ihn freundlich bei der Hand und deutete aufwärts. Gottlieb sah empor, und siehe, oben stand und winkte Signor Andrea und eine schöne Frau sah an seiner Seite mit mildem Lächeln auf den Verwunderten herab, der nun in dem Diener auch Rocco wiedererkannte.

Gottlieb folgte seinem Führer in das Haus, darinnen eine fürstliche Pracht herrschte, und oben kam ihm Andrea entgegen und rief: „Ach! benvenuto! Willkomm! Teofilo! Gut Freund aus die Deutschland! Aus Gran Taberza in die bella Turingia!"

In hastiger Freude sagte Andrea seiner holden Frau auf italienisch, daß das sein Führer gewesen sei. Gottlieb wurde köstlich bewirthet, und um Alles gefragt, wie es ihm ergangen, was seine Marietta mache, und ob er sie geheirathet?

Der Thüringer erzählte, und klagte sein Leid. Ach, er hatte Grund zu klagen genug. Mariegretchen hatte ihm Alles geschrieben.

Andrea nahm seinen Besuch mit in ein stilles Kabinet, schloß ein Kästchen auf, legte einen schönen Schmuck, Perlen und Steine, nebst zehn Goldrollen auf den Tisch, und sagte: „Teofilo! Meinen Reichthum verdanke ich zu großem Theile Deinem Vaterland! In die Wasser Laucha war viel Goldsand, den haben ich heimlich mit Rocco herausgefischt und geschmolzen. Ich waren noch 14 Tage versteckt in der Grotte mit meinem Diener, ganz tief, in eine kleine Loch, wo uns Keiner konnte finden. Du bist arm, ich schenken Dir das, und wünschen Dir Glück auf die Weg. Grüße von Andrea Deine Marietta; ich bleiben immer Dein gut Freund, und denken stets mit Dankbarkeit an die schöne Land Turingia.

Sagen Du aber Niemand etwas von das Gold, es wird auch Niemand mehr viel finden, denn wir haben genommen, was durch Jahrhunderte lang im Bach sich gesammelt hatte, und nur wenig führt das Wasser aus den Bergen von Jahr zu Jahr heraus."

Gottlieb glaubte zu träumen, denn Alles erschien ihm so mährchenhaft und unglaublich und schon der Glanz des Hauses hatte ihn befangen. Er taumelte Glück trunken aus dem Palast, und hielt die Hände auf seine vollen Taschen, wie ein Engländer, daß ihm Niemand etwas stehle. —

Gottlieb kehrte heim; sechs lange Wochen mußte er unterwegs sein. Ach, wie viel zu langsam fährt ein Fuhrmannswagen für einen sehnsuchtvoll Hoffenden! Endlich sah er in blauer Ferne die Thüringer Waldberge heraufdämmern, verlor sie öfter wieder aus den Augen, sah sie dann immer näher und endlich grüßte er die heimathlichen Gefilde mit frohem Herzen. Er hatte, damit der Herr Kohlhas ihn nicht fort und fort mit neuen Aufträgen beschicke, diesen eine Zeit lang ohne Nachricht gelassen,

so daß der Alte nur froh war, daß Gottlieb endlich mit Schiff und Geschirr, will sagen mit Wagen und Pferden wieder eintraf.

Wie unbeschreiblich sich Mariegretchen und die Mutter freuten, das war eben ganz unbeschreiblich. Gottlieb aber sprach ein ernstes Wort mit Herrn Kohlhas, und als das geschehen war, so führte Herr Kohlhas ihn als Schwiegersohn zu Mariegretchen, die den Geliebten jauchzend und jubelnd umarmte.

An einem schönen Sommertag fuhr in einem offnen Korbwagen mit noch drei Freunden ein hochmüthiger aufgeblasener Mensch nach Liebenstein, mit einem Gesicht voll heimlichen Aergers und erzwungenem Lachen. Er wollte heute absolut nicht in Taberz sein, und mit seinen Gefährten im Bade groß thun.

Just aber an diesem Tage war in Groß-Taberz Lust und Fröhlichkeit. Wer einen schönen Brautzug sehen wollte, der mußte die Augen aufthun. Wie stattlich geputzt schritten Braut und Bräutigam einher, zumal die Erste! Auf dem rothen Bänderhaid (Bänderhäubchen), welches das aufgewundene

Haar barg, wiegte sich die holde Myrthenkrone, um den Hals schlang sich die Ducatenkette, Brustlatz und Jäckchen waren schwarz; von gleicher Farbe der faltenreiche Rock, so daß die schneeweißen Strümpfe recht abstachen. An der Seite hing der schwere und breite silberne Gürtel nieder, mit goldnem Schloß, unten mit rothem Band, einem weißen Spitzentuch und einem Schlüssel versehen; die Hände bargen sich ortsüblich in blausammetnen Handschuhmüffen, die mit Gold gestickt und mit Marderpelz verbrämt waren. Dieses schöne, wie schön geputzte Paar, daran alle Nachbarn ihre Freude sahen, waren nun Gottlieb und sein Mariegretchen, und Beide waren ganz glücklich; und blieben es auch lebenslänglich. Der in dem Korbwagen fortgefahren war, das war der, welcher einen Korb bekommen hatte, Bältenmichel.

Gottlieb trieb das Geschäft seines Schwiegervaters fort. Seine Nachkommen leben heute noch, und heute noch lebt in Taberz und Kaberz die Sage von dem wunderbaren fremden Mann, der die Höhle unter der Schönlaite bewohnt, das Gold aus dem

Bayerische Staatsbibliothek München

Lauchabach rein ausgefischt, und den armen betrübten Gottlieb Kohlhas so reich und fröhlich gemacht, daß derselbe Haas im Kohl und Hahn im Korb sein konnte, bis an sein seliges Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Rabe.

1.

In dem stolzen Schlosse, das sich in der alten Stadt Merseburg hochprangend auf grünbekleidetem Felsengrunde über der tief unten dahinrauschenden Saale erhebt, regte sich ein lautes fröhliches Leben. Zu dem reichen und edlen Bischof Merseburgs, Thilo von Trotha, waren zwei seiner liebsten Freunde, der Bischof von Naumburg und der von Meißen, mit einer großen Anzahl von Rittern und Reissigen auf einen freundschaftlichen Besuch gekommen, wie es die Sitte früherer Zeiten, die den Stand der geistlichen Fürsten dem der weltlichen gleich oder noch höher stellte, erheischte. Den Dienst der Kirche versahen Capläne und Diakone, und nur an den höchsten Festtagen erschien der Bischof selbst, die heiligen

Aemter der Kirche verwaltend, und auch dann meist in einem Aufzug, der glänzender und prangender war, als es die ernste Würde der Religion erheischte. Der Bischof Thilo war ein hoher, herrlicher Mann, sein feuriges Auge strahlte Muth und Ernst und Würde, er schien zu einem Kriegshelden, nicht zu einem Priester geboren. — Gesattelt standen im geräumigen Schloßhofe die Rosse, gehalten von bunt gekleideten Troßbuben, und eine Schaar von Jägern, mit langen Spießen, tüchtigen Armbrüsten und kurzen Jagdmessern bewehrt, harrte nur des Augenblicks, wo die geistlichen Herren erscheinen würden, um in den Wald zum fröhlichen Waidwerk zu ziehen. Am Thore drängt sich eine Menge müßigen Volkes, das neugierig herbeigelaufen war, die fremden Gäste mit ihrem glänzenden Gefolge zu sehen. Und jetzt ertönte lauter Hörnerschall, und aus dem Schloß traten zwölf Edelknaben, auf ihren seidnen Gewändern waren prangende Wappen eingestickt, ihnen folgten die hohen Gäste, in deren Mitte der Bischof Thilo, stolz wie ein König. Dann kamen die Ritter, dann eine Schaar von Falkonirern, Kämmerern und Hofdienern, so daß im Schloßhofe ein sehr buntes und bewegliches Bild sich dem Auge

des Beschauers darstellte. Schon saßen die Herren Alle zur Jagd gerüstet auf den muthig schnaubenden und wiehernden Rossen, als es dem Bischof Thilo einfiel, sich und seine Gäste noch ein Mal durch einen kräftigen Trunk zur Jagd zu stärken, und er rief seinen greisen Kämmerer: „Johannes! bringe uns noch einen Becher gewürzten Weines!"

Der alte Diener eilte so schnell es seine sinkenden Kräfte zuließen, das Verlangen des Gebieters zu erfüllen, er brachte die silberne Kanne mit dem heißen, süß duftenden Getränke, und füllte den großen, goldnen Pokal und reichte ihn mit zitternder Hand dem Gebieter, der ihm erst dem Bischof von Meißen, dann dem von Naumburg bot, dann wieder füllen ließ, um selbst zu trinken, aber wie der Greis zum zweiten Male den Becher dem Herrn reichte, stieß von ungefähr der Jäger Ullrich den Kämmerer und Mundschenken, indem er an diesem sich vorbeidrängte, daß der heiße Wein überfloß und dem Bischof auf der Hand brannte, und ihm das köstliche Gewand befleckte. „Ungeschickter, tölpelhafter Hund!" schrie der Bischof im Gesicht über und über zornroth, schlug dem Kämmerer den Becher aus der Hand, daß er zur Erde fiel, schwang die Peit-

sche, versetzte erst dem Kämmerer einen Hieb, und schlug dann auf den Jäger Ullrich so unbarmherzig los, daß sich alle Umstehenden entsetzten, und dieser sich winselnd wie ein Wurm im Staube krümmte, denn der Bischof war ein überaus zorniger Mann, und übte meist mit eigner Hand an seinen Untergebenen oder auch an Andern das Strafgericht, selbst für kleine Vergehungen aus. Sein züchtigender Arm hätte vielleicht so bald nicht geruht, hätte ihn nicht der Bischof von Meißen bittend und zuredend gehalten. Dann jagte er davon, das Gefolge schloß sich an, und das Volk, erschreckt durch jenen Ausbruch des Zornes, gab eilig Raum und ließ die Gewaltigen an sich vorübersprengen.

Nachgaffend standen im Schloßhofe die zurückgebliebenen Diener. Den alten zitternden Johannes hielt seine Enkelin Elsbeth, ein blühendes, liebliches Mädchen von funfzehn Jahren, weinend umfangen, sie hatte unter den Zuschauern gestanden und den Schlag gesehen, den ihr Großvater von dem zornigen Herrn empfangen und ihn mitgefühlt.

„Weine nicht, weine nur nicht, Du gutes liebes Kind," sprach der Alte; „es schmerzt nicht mehr. Sei ruhig, Elsbeth!" Wie er so sprach, ging der

Jäger Ullrich, der zurückgeblieben war, zu den Beiden, seine Augen flammten, seine Züge waren bleich, über die linke Wange lief ein blaurother Streif, die Peitsche hatte sie getroffen.

Zähnknirrschend fuhr er den Alten an: „Ich will verdammt sein, wenn ich Dir diese Schläge vergesse, Hans!"

„Was willst Du?" fragte ihn der Greis. „Bin ich Schuld daran? Hast Du mich nicht gestoßen, daß ich den Wein verschütten mußte und selbst leiden durch Deine Unvorsicht?"

„Schwatze nur, schwatze nur, Alter!" zankte Ullrich. „Du konntest Dich in Acht nehmen. Du hast es mit Fleiß gethan. Du hast schon lange einen Grimm auf mich, aber warte nur, das Stündlein wird schon kommen, in dem ich Dir die heutige Züchtigung gleich mache."

„Pfui über Dich, Du frecher, niederträchtiger Knecht!" zürnte nun auch erbittert Johannes. „Einen alten Mann willst Du beleidigen, und eine Strafe an ihm rächen, die Du, wenn auch nicht verdient, doch selbst verschuldet. Thue, was Du willst, ich stehe in Gottes Hand, und die hält er schirmend über den Gerechten. Komm mein Kind,

laß uns hineingehen, höre die Reden eines bösen Buben nicht mehr an.“ —

Er ging mit dem stillweinenden Mägdlein hinein in das Haus, Ullrich schoß ihm aber aus rollenden Augen giftige Blicke nach. Ueber ihm auf einer Eiche, die im Schloßhof stand, schrie der zahme Rabe des Bischofs dreimal sein Krah! Krah! und Ullrich sah hinauf auf den Baum; das Geschrei des Vogels schien ihm Rache! Rache! zu lauten, und sein Zorn über die erlittene Strafe verwandelte sich in den tödtlichsten Haß gegen den biedern alten Mann, der mit Willen kein Kind betrübte, und durch sein ganzes langes Leben redlich und treu erfunden worden war. —

2.

Jagdgetümmel durchtobte den Wald, der sich in weiter Ausdehnung, mannigfaltig von kleinen Flüssen durchschnitten, und von grünen Wiesen unterbrochen, bis nach Leipzig, wo er den Namen des alten Rosenthales führt, auch jetzt noch hinzieht, obgleich er in jener Zeit weit größer war. Die geistlichen

Herren mit ihrem zahlreichen Gefolge erlegten manches Stück Wild, das die flinken Hunde aus dem stillen Lager aufgescheucht, und überließen sich mit voller Lust ihrem blutigen und grausamen Vergnügen. Da traf sich's, daß ein überaus stattlicher Edelhirsch aufgetrieben wurde, dem der Bischof auf seinem flüchtigen Roß nachsetzte, von seinen beiden Freunden begleitet; schon hatte er den gefiederten Pfeil auf die köstliche Armbrust gelegt, schon zielte er und wollte, ein geübter Schütze, den Hirsch im Reiten erlegen, als dieser zusammenbrach, ehe noch der Bischof geschossen, und von einer andern Seite her der Jäger Werner aus dem Gebüsch trat, mit abgeschossener Wehr und freudigem Gesicht, das aber alsbald die bleiche Farbe des Schrecks überzog, als er den Bischof gewahrte. Dieser donnerte wüthend: „Frecher Knecht! Schossest Du den Hirsch?" —

Und wie der Jäger mit emporgehobenen Händen flehend auf die Knie sank und ein Schrei des Schrecks dem Munde Aller entfuhr, die zugegen waren, da hatte der Bischof schon sein Geschoß auf den Jäger gerichtet, hatte schon den tödtlichen Pfeil abgesendet und blutend sank der unglückliche Schütze zusammen.

„Thilo! Thilo!" sprach da sehr ernst der Bischof von Naumburg, „dieses Blut wird der Herr von Euch wiederfordern am Tage des Gerichts. Ihr seid ein harter jähzorniger Mann, und ich scheide mich von Euch und Eurer Freundschaft. Es möchte Euch ein Gelüsten ankommen, auch mich zu erschlagen, wenn ich ein Wild erlegte, das Ihr fällen wollen!"

Der Bischof von Merseburg wurde sehr bleich im Gesicht und dann wieder glühend roth, doch sprach er kein Wort und sah nur mit wildem Blick auf den Sprecher, und seine Lippen zitterten. Der Bischof von Naumburg aber stieß in sein elfenbeinernes Jagdhorn und alsbald sammelten sich um ihn seine Ritter und Jäger und sein ganzes Gefolge und mit den Worten: „Lebt wohl, Thilo, habt Dank für Eure Gastfreundschaft, die wir fürder nicht in Anspruch nehmen!" sprengte er davon und die Seinen Alle ihm nach. Thilo von Trotha aber stand starr, wie eine Bildsäule und bewegte die Lippen, als wenn er reden wolle, die Hände, als wenn er nach dem Schwerte greifen wolle. Da umfaßte ihn Gerhard, der Bischof von Meißen, und sprach zu ihm: „Beruhigt Euch, faßt Euch, kommt zu Euch, werther Freund! laßt ihn ziehen, den strengen Richter,

und sühnt durch Gebet und Fasten und reiche Seelenmessen den Tod des Jägers."

„Diesen Schimpf, diesen unerhörten bittern Schimpf," stieß Thilo hervor, „mir angethan vor meinen Mannen und Knechten, will ich blutig rächen!"

„Nicht also, Thilo," redete Gerhardt weiter. „Nehmt die Demüthigung in Demuth hin, und denkt, daß Ihr sie verschuldet habt durch Euern übereilten Zorn, der Euch so oft übermannt und Euern Ruhm verdunkelt und Eure Ehre befleckt und Euern heiligen Stand schändet!"

Der Bischof von Meißen war Thilo's treuester, ältester und bester Freund, er durfte frei und ohne Scheu mit ihm reden. Und wie Thilo finster auf seine Rede schwieg, da nahm er ihn, sie waren Beide von ihren Rossen gestiegen, am Arm und ging mit ihm allein eine Strecke durch das Gebüsch und über eine schöne Wiese hin, und sprach zu ihm mit ernsten, aber treugemeinten Worten:

„Ihr müßt Euern Jähzorn bezwingen, Thilo, Ihr dürft nicht richten und rächen jeden kleinen Fehl mit Geißelhieben, Wunden oder Tod. Ihr dürft nicht vergessen, daß Ihr ein Diener dessen seid, der

Duldung und Sanftmuth, Liebe und Milde, Versöhnlichkeit und Barmherzigkeit lehrt. Der die Feinde zu lieben, den Beleidigern wohlzuthun gebietet, Ihr dürft nicht vergessen, daß Ihr einen Richter und Rächer über Euch habt, dessen Langmuth wir nicht versuchen sollen."

Thilo seufzte tief. „Ich fühle," sprach er. „ich fühle die Wahrheit Eurer Worte, o, ich fühle, daß ich ein schwerer Sünder bin. Meine Heftigkeit reizt mich zur Uebereilung, meine wilde Hitze zum Verbrechen hin. O könnte ich mit meinem Leben das des Jägers erhalten!"

„Sorgt mindestens für sein Weib und seine Kinder, denen Eure That den Versorger raubte," rieth Gerhardt, und Thilo zeigte sich zu jeder Sühne bereit, die ihm leicht wurde in einer Zeit, wo noch die Herren über Leib und Leben ihrer Diener gebieten konnten, in einer Zeit, die an grausamen und empörenden Handlungen der Willkür und der rohen Gewaltthätigkeit weit reicher war, als die, in welcher wir leben, wo weise und gerechte Gesetze auch den Willen des Mächtigen einschränken, daß er die Gebote der Menschlichkeit nicht mit Füßen treten darf.

Gar Vieles redeten die Beiden noch zusammen

und Thilo von Trotha gelobte in die Hand des Freundes Mäßigung seines Jähzorns, Milde gegen seine Diener, und daß er auch mit dem Bischof von Naumburg, der ihn auf beleidigende und kränkende Art verlassen, keine Fehde beginnen wolle. Er sah ein, welch einen treuen und wahren Freund er an dem Meißner Bischof habe; denn darin besteht das Wesen treuer Freundschaft nicht, daß sie sich von dem Fehlenden und Irrenden unter Vorwürfen abwendet, und ihn verläßt, wie der Naumburger Bischof Thilo that, sondern daß sie einen solchen wie hier Gerhardt mit ernster Ermahnung und redlicher Warnung, auf den bessern Pfad zu leiten sucht.

Und als einige Tage nach diesem Vorfalle Gerhardt wieder nach Meißen zog, und ihn Thilo von Trotha bis Leipzig begleitete, wechselten die beiden Freunde zum Zeichen steter und unwandelbarer Treue ihre Ringe, und gelobten sich nie von denselben zu trennen, sich bei deren Anblick immer an einander zu erinnern, und Thilo versprach noch besonders, so oft er den Ring ansehe, wolle er seines Versprechens eingedenk sein, sich in seiner Heftigkeit zu mäßigen und nie mehr in der Ueberwallung seines Zornes eine Strafe zu verhängen, oder selbst zu vollziehen;

und beruhigter trennte sich der Freund von dem Merseburger Bischof.

3.

Eine lange Zeit verging, und der Bischof wurde nicht mehr so oft heftig und jähzornig, wie sonst; und wenn er noch bisweilen aufbrauste, wenn etwas geschah, was seinen Unwillen erregte, so hütete er sich doch, mit Grausamkeit zu strafen: des Jägers Hinterlassene wurden so versorgt, daß sie den Vater nicht so sehr vermißt haben würden, wenn sich mit Geld und Gaben der harte Verlust einer geliebten Person ersetzen ließe. Ein steinernes Kreuz im Walde bezeichnete den Ort, wo er, ein schuldloses Opfer blinder Willkühr und rasender Leidenschaft, gefallen war. Aber in dem Herzen des Jägers Ullrich kochte die Rache gegen den alten treuen Kämmerer noch fort, und so oft er den Schloßraben sah, oder sein Geschrei hörte, erinnerte er sich jenes Tages und fluchte im Innern, daß er noch keine Gelegenheit gehabt, den Alten empfindlich zu kränken, der, wenn seine Dienstgeschäfte besorgt waren, sein einziges Glück in

der Gesellschaft seiner Enkelin Elisabeth fand, die ihn wahrhaft kindlich liebte und pflegte, und ihm die Tage seines Alters zu erheitern strebte, dafür war sie aber auch sein Kleinod, sein einziger Liebling und er für ihre Zufriedenheit, wie für ihr Wohl eifrig besorgt. —

Der Bischof hatte jenen Vorfall auf dem Schloßhof lange vergessen und Ullrich, der sich mit ängstlichem Fleiß um die Zufriedenheit seines Gebieters mühte, war ihm einer der liebsten seiner Diener. Unter andern gab sich Ullrich damit ab, den Raben, der dem Bischof viel Vergnügen machte, einzelne Worte aussprechen zu lehren, was ihm auch zu vieler Zufriedenheit des Bischofs gelang; der Rabe durfte nun in dem Zimmer des Herrn aus- und einspazieren, und dieser lachte herzlich, als er aus dem Schnabel des Vogels zum ersten Male die Namen Thilo! Trotha! Maria! Joseph! deutlich und oft wiederholt aussprechen hörte. Der Rabe hatte auf einem alten Thurme sein Nest, zu welchem ohne Gefahr Niemand kommen konnte, aber die meiste Zeit des Tages war er im Schlosse oder unten auf dem Schloßhof und belustigte Alt und Jung durch sein Geplauder. In dieser Zeit trug sich's zu, daß der Bischof ein Kleinod vermißte, welches mit Edel-

steinen besetzt war, und das er auf dem Tische in seinem Zimmer hatte liegen lassen. Vergebens suchte er darnach, vergebens rief er seine Diener und unter ihnen auch den alten Kämmerer, ließ sie suchen, und forschte, ob irgend einer das Kleinod veruntreut, allein wie sehr er auch schalt und tobte und sich überaus zornig geberdete, es war und blieb verschwunden.

Der Bischof besaß auch einen kleinen Krystallspiegel, mit dem er sich oft ergötzte, indem er ihn am Fenster gegen die Gegend hielt, deren Bild lieblich und rein, schöner wie das schönste Gemälde, sich verkleinert in ihm abspiegelte. Auch dieser Spiegel war von hohem Werth, denn sein Rand war mit kostbaren Edelsteinen besetzt, und die Einfassung war von Gold. An einem schönen sonnigen Morgen wollte der Bischof hineinsehen, siehe, da fehlte auch der kleine Krystallspiegel. Der alte Kämmerer Johannes trat mit dem Frühtrunk zu dem Herrn, und erschrack sichtlich, als dieser ihn mit zornfunkelnden Blicken ansah.

„Es muß ein Dieb um mich sein,“ tobte der Bischof: „jetzt fehlt auch mein Krystall! Wehe dem Frechen, wenn ich ihn entdecke, er soll an den ersten

besten Pfeiler im Schloßhof gehenkt werden, ehe er die Sonne zum zweiten Male aufgehen sieht!"

„O Herr, o Herr," stammelte der zitternde Alte: „Verflucht soll die Hand sein, die sich ausstreckt nach Eurem Gut! Aber Eurer Diener keiner wird es wagen, wir haben sie Alle geprüft, und Alle treu befunden. Doch so es Euch gefällt, will ich sie Alle herein rufen."

„Nein — laß es nur" — sprach finster der Bischof. „Sage nur, daß ich den Krystall verloren, und dem, der mir ihn wieder bringt, den vollen Werth in Gold zuwiegen wolle — Vielleicht lockt die Gier nach dem Gelde den Dieb."

Traurig und bekümmert ging der Greis. Der Jäger Ullrich begegnete ihm und blickte ihn fest und finster an, der Alte seufzte, als er an seinem Feinde vorüber ging. Ullrich ging hinein zu dem zornigen Herrn.

„Man hat mir auch meinen Krystallspiegel gestohlen, Ullrich," redete der Bischof ihn an. „Nicht möglich, Hochwürdigster," entgegnete der Jäger.

„Und doch ist's also, aber Gnade Gott dem Dieb, wenn wir ihn entdecken."

„Kommt doch außer mir und Johannes kaum

Einer auf Euer Zimmer," fuhr Ullrich fort, „und was mich betrifft, so kann ich Euch mit tausend heiligen Eiden —"

„Laß die Betheurungen" — sprach der Bischof ernst, „ich kenne Dich, Du bist treu, auch mein alter Johannes ist treu, auf Euch ruht kein Verdacht."

„Der Alte bedarf ja auch weder Gut, noch Geld; er hat ja genug, er müßte es für seine Enkelin Elsbeth zusammenscharren, in die er ganz vernarrt ist, und die er herausputzt, wie eine Edeldame," sprach Ullrich.

„So?" fragte der Bischof gedehnt, und seine Stirn furchte sich auf's Neue.

„Das Alter kargt gern und ist insgemein geizig," setzte Ullrich seine Rede fort: „doch gegen seine Enkelin scheint es der alte Kämmerer nicht zu sein, sie trägt schöne goldne Ringlein an ihren Fingern, und bunte Ketten und Perlenschnüre um den Hals, wie ein Fräulein, und die Dirne ist doch noch gar jung, noch ein halbes Kind."

„Meinetwegen," erwiederte Thilo von Trotha: „mache Deinem Geplauder ein Ende! Ich bleibe dabei, mein Johannes ist treu, aber wir werden den

Dieb schon noch herausbringen, und dann wehe diesem!“

Der Jäger nahm einiges Geräthe, das er für den Herrn in Ordnung bringen wollte, aus dem Zimmer mit, und entfernte sich. Als er auf den Vorsaal kam, hörte er eine fremde Stimme vernehmlich rufen: „Ullrich! Ullrich!“ wie er sich umsah, war es der Rabe, der auf ihn zuhüpfte und ihn mit Geschrei zu mahnen schien, ihm sein Futter zu geben.

„Närrischer Kerl!“ redete Ullrich den Vogel an: „wer hat Dir denn meinen Namen gelehrt?“

„Ullrich! Thilo! Trotha!“ rief der geschwätzige Rabe.

„Ei, ei, der Bischof? Du bist doch ein kluges Thier,“ fuhr der Jäger fort, und er sah den gelehrigen Vogel lange an. Da kam in seinen bösen Sinn ein schrecklicher, verbrecherischer Gedanke. „Warte, warte, alter Hans,“ murmelte er vor sich hin, und dann rief er den Raben: „Markus komm, wenn Du artig bist, sollst Du frisches Wildpret haben.“ Er ging; kreischend hüpfte der Rabe hinter ihm drein.

4.

Der Bischof Thilo von Trotha schrieb an seinen Freund, den Bischof Gerhardt in Meißen: „Euer Ring hat Wunder gethan, und wie ein freundlicher Talisman besänftigend auf mein sonst so heftiges Gemüth gewirkt. Seit ich ihn am Finger trage, habe ich mich nicht wieder einer so sündlichen Uebereilung schuldig gemacht, und kein Vergehen im Augenblick des Zorns und ohne genaue Untersuchung bestraft oder bestrafen lassen. Bald werde ich aber ein strenges Richteramt verwalten müssen, ich habe einen Hausdieb; seit kurzer Zeit vermisse ich mehrere Sachen von Werth, unter andern auch meinen Krystall, den Ihr kennt. Sonst hatte ich sehr treue Diener, es scheint sich jetzt geändert zu haben. Doch bitte ich Gott, daß er mich vor falschem Verdacht bewahre, und mich nicht einen Unschuldigen kränken lasse. Euer Ring erinnert mich stets an mein einstiges Vergehen gegen den armen Werner und ist mir werther, wie der köstlichste Schatz, nie will ich mich von ihm trennen. Gott wird mir vergeben um meiner Reue und meiner Besserung willen. Sucht mich bald wieder heim, mein edler getreuer Freund,

es wird Euch mit offnen Armen empfangen Euer Trotha."

Aber an demselben Tage, an welchem Gerhardt diesen freundlichen Brief zu seiner großen Freude empfing, sollte sich im Schloß zu Merseburg etwas ereignen, was im Gemüth des Bischofs alle schlummernden Furien seines Zorns, seiner Wuth erweckte.

Als Thilo das Bette verlassen und sich angekleidet hatte, griff er nach dem Kästchen, in welchem er jedes Mal vor Schlafengehen sorglich den Ring aufbewahrte, — es lag geöffnet auf seinem Tische, und der Ring, der theure kostbare Ring, war nicht mehr darin.

Vergebens wäre der Versuch, den Grimm des Bischofs zu schildern. Er tobte, wie ein wildes Thier und die Säle und Gallerien des Schlosses hallten wieder von seinem fürchterlichen Geschrei. „Ich will ein schreckliches Gericht halten über den Räuber!" donnerte er, und befahl, daß sich die ganze Dienerschaft in dem großen Saal versammeln solle. Zitternd und zagend, obgleich mit gutem Gewissen, erschienen Alle, unter ihnen auch Johannes und Ulrich. Und es ging ein ängstliches Flüstern durch den Saal, aus dem Geflüster folgte eine tiefe Stille. —

Der Bischof trat ein mit einem wilden schrecklich düstern Gesicht, auf dem Fuße folgte ihm mit entblößtem Richtschwerdt der Scharfrichter.

Und der Bischof sprach zu den Dienern: „Mir ist das Liebste gestohlen, was ich besessen, mein Ring, ein Geschenk meines besten Freundes. Hat einer unter Euch, von einem bösen Geiste verblendet, die That gewagt, und stürzt er mir reuevoll zu Füßen und giebt mir den Ring zurück, so schwöre ich bei dem allmächtigen Gott, ich will es an ihm nicht rächen, ich will ihn ungehindert ziehen lassen aus meinem Dienst und ihn nicht verfolgen."

Der Bischof schwieg, prüfend überflog sein Auge die Reihe der bleichen Gesichter, unbeweglich standen Alle, über Thilo's Gesicht zuckte es, wie Wetterleuchten, drohend und furchtbar. Und er nahm wieder das Wort: „Weiß Einer unter Euch den Thäter und hehlt er ihn und entdecken wir das, so muß er sterben, gleich dem Verbrecher, will er aber den Namen des Räubers nennen, so will ich ihn belohnen mit dem Viertheil all meiner Habe, und er soll edel werden und mein Freund sein durch alle Zeit!" — Aber es blieb still, todtenstill im Saale, Niemand regte sich.

„Unter Euch muß der Dieb sein!" donnerte wüthend der Bischof. „Gesteht, oder ich lasse Euch Allen die Köpfe abschlagen, Einem nach dem Andern!"

Da erhob sich ein lautes Weinen und ein Geheul des Jammers unter den Dienern, und sie fielen Alle auf die Kniee und hoben flehend die Hände empor, und der zornige Herr stand dort, und übersah sie mit vernichtendem Blicke, und rief: „Ruhe, Ruhe, jetzt frage ich Euch nicht mehr, ich frage den Himmel."

Und er stand still und in sich gekehrt, als bete er lautlos, und alle Diener beteten mit in der Angst ihres Herzens, und es war im Saal wieder eine tiefe Stille. Wie nun der Bischof seine Augen emporhob, als suche er zu lesen an dem ewigen Firmament, da rief plötzlich im Saal eine Stimme ganz vernehmlich: „Thilo! Thilo! Hans! Dieb! Hans! Dieb!" und es war als führe ein tödtender Blitz in die Versammlung. Oben auf einem Pfeiler der Credenzhalle saß der Rabe, schlug mit den Flügeln, und schrie noch ein Mal: „Hans! Dieb!"

Und des Bischofs Flammenblick schoß hin wie ein Pfeil auf den alten Kämmerer, und alle Blicke flogen ihm nach, und von allen Lippen flüsterte es er-

schrocken: „Hans? Dieb? Hans der Dieb?“ Und Ullrich sprach halblaut: „da habt Ihr's, der Markus — ja, das ist ein gescheiter Kerl, der wird zugesehen haben!“

„Hast Du's gehört, grauer frecher Sünder?“ schrie der Bischof, und der Kämmerer wurde kreideweiß im Gesicht, und er konnte kein Wort hervorbringen. „Das ist ein Fingerzeig von oben, damit nicht unschuldiges Blut vergossen werde! Durch die unvernünftige Creatur offenbart der Herr, der Allsehende, die Wahrheit, und bringt das Verborgene an das Licht. Sprach nicht einst die Eselin Bileams und speiste nicht ein Rabe den Propheten? Gott sei gelobt, Du aber verrätherischer, undankbarer Hund, Du mußt sterben!“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, hochwürdigster Herr!“ rief der zitternde Greis: „ich bin unschuldig!“

„Unschuldig? heuchlerischer Bube! augenblicklich giebst Du den Ring zurück! wo ist er, wo hast Du ihn?“

„Herr — ach Herr — ich habe ihn nicht — bei Gott!“ stammelte der Greis.

„Bindet ihn! Führt ihn in den Thurm! Wir

wollen ihn schon zum Geständniß bringen!" gebot, und rief der Bischof und der jammernde Greis wurde gefesselt abgeführt; mit leichterem Herzen, daß das drohende Ungewitter über einem Einzelnen ausgebrochen, gingen die Diener aus dem Saale. Wenige glaubten an Johannes Unschuld, heftig grollend verfügte sich der Bischof in seine Gemächer, Ullrich war der Letzte, der aus dem Saale ging. Er sah hinauf zu dem Raben und der Rabe sah zu ihm herab, und Ullrich sagte: „Brav gemacht, Markus, brav mein gescheiter Bursche." Aber wie er aus dem Saal ging, rief der Rabe: „Ullrich! Ullrich!" Und es war dem Jäger, als klänge der Ton warnend und vorwurfsvoll und es fuhr ein Schauer durch sein böses Herz und seine Kniee zitterten, als er die steinerne Schneckentreppe hinabstieg, wie die Kniee eines Verbrechers, der zum Gericht geführt wird.

5.

Der Bischof von Merseburg war gut bewandert in der heiligen Schrift, aber des Spruchs: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet, verdammt

nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt, war er nicht eingedenk, sonst hätte er nicht durch eine grausamblutige That seinen edlen Namen befleckt auf ewige Zeiten.

Vergebens flehte der alte treue Kämmerer um Erbarmen, als er aufs Neue vor den Herrn geführt worden war. „Denkt meiner Treue, Herr Bischof," sprach er weinend: „und denkt meiner Jahre. Euerm Vater habe ich 15 Jahre gedient, und Euch bin ich von Eurer Kindheit an ergeben gewesen, ich habe Euch auf diesen Armen getragen, die in Euerm Dienst alt und schwach geworden sind! Seht mein graues Haar an, könnt Ihr glauben, daß ich mein Alter entehren würde durch schnöden Diebstahl?"

Wie der Greis noch flehend zu den Füßen des harten Gebieters lag, wurde die Thüre mit Gewalt aufgerissen, und herein flog mit einem Gesicht, das Thränen überströmten, seine Enkelin Elsbeth und fiel dem Großvater laut weinend um den Hals, und sank hin zu den Füßen des Bischofs und blickte zu ihm auf mit den schönen frommen Augen und den Zügen voll Unschuld und namenlosen Schmerzes, aber sprechen konnte sie nicht.

„O Herr, hochwürdiger Herr! laßt Euch rühren

durch die Thränen dieses Kindes, das eine älternlose Waise ist, denn ich habe mein Weib und alle meine Kinder begraben, und diese meine Enkelin ist mir allein geblieben, meines Alters Freude, und mein Trost, o Herr, habt Erbarmen! So wahr Gott Mensch geworden ist, und für uns gestorben und wieder auferstanden, so wahr habe ich Euch nicht eines Hellers Werth veruntreut!"

„Schweig!" zürnte der Bischof: „und hinweg mit der Dirne! Fort! Für sie wirst Du mir die Kleinode entwendet haben."

„Allmächtiger Gott," stöhnte Elsbeth und sank halb ohnmächtig neben dem knieenden Greise nieder und dieser rief: „Laßt unsere Stuben und Kammern durchsuchen, Herr, und ich will des Todes sein, wenn etwas gefunden wird, was Euer Eigenthum."

„Auch das," rief Thilo und er winkte einigen Dienern zu gehen. Ullrich war unter ihnen. „Diesen nicht, Herr!" flehte Johannes: „Dieser ist mein Teufel!"

„Schreibt mir der Knecht vor?" grollte Thilo, und er rief Jenen nicht zurück. Eifrig suchten die Knechte, sie durchwühlten des Greises Geräth, sie brachen seine Truhen auf, sie zerzerrten mit ihren

rohen Händen Elsbeths Kleider und ihren Schmuck und schleppten den kleinen Reichthum der Beiden vor den Bischof. Aber da war nichts darunter, was nicht wohl erworbenes Eigenthum gewesen wäre. Zuletzt brachte noch ein Knecht einen kleinen aus Elfenbein künstlich geschnitzten Becher, und wie der Bischof diesen erblickte, wurde er über und über roth, und schrie: „das ist ja mein Jagdbecher, der mir schon so lange fehlt! Ha, Schurke! — Wo fandet Ihr ihn?" fragte er die Diener.

„Unterm Bett lag er, ganz bestaubt!" antwortete der Knecht, aber Johannes rief: „Lüge, schändliche Lüge! Nie kam dieses Becherlein in meine Stube! Die Hölle hat sich verschworen gegen mich Unglücklichen, o Gott im Himmel! Offenbare Du doch meine Unschuld!"

„Lästerst Du noch den Herrn, der durch des Raben Mund Deine Schuld offenbart?" zürnte der Bischof. „Fort mit dem Verbrecher, auf der Folter wird er schon sich auf den Ort besinnen, wo der Ring liegt. Und die winselnde Dirne peitscht aus dem Schloß!"

„Gott! Gott!" seufzte da tief der Greis und die Knechte führten ihn hinaus, und seine Enkelin stützte

ihn, aber keiner der Knechte that ihr etwas zu Leide, denn sie war mild und gut, und Manchen jammerte der Greis und das arme unglückliche Mädchen. Nur Einer triumphirte im Herzen, das war Ullrich.

Und die Quaalen der Folter begannen. Von Schmerzen überwältigt, gestand Johannes, bekannte er sich als den Entwender, fragte man ihn dann, wo der Ring sei, so konnte er es doch nicht sagen, denn er hatte ihn nicht, und der Schmerz machte ihn halb wahnsinnig. Und immer grimmiger wurde der Bischof, und es war Niemand da, der vermocht hätte, seinen Zorn zu besänftigen.

Und wie der nächste Morgen sich röthete, wie die Wolken auf das Schloß einen blutrothen Schimmer warfen und die Wellen der Saale ihn zurückspiegelten, da bereitete sich im Schloßhofe ein blutiges Schauspiel vor, zu dem des Volkes neugierige Menge strömte. Zum Tod war der Kämmerer verurtheilt, und die Knechte errichteten schon ein kleines Gerüst, denn öffentlich und zum abschreckenden Beispiel sollte die Hinrichtung vor sich gehen. Bischof Thilo hatte die Blutrichter berufen, aber da ihm selbst die oberste Gerichtsbarkeit zustand, da seine Heftigkeit auf das furchtbarste erwacht war, wie hät-

ten die Richter, Untergebene des Bischofs, es wagen dürfen, anderer Meinung zu sein, als ihr strenger Vorsitzer, selbst wenn ihr Urtheil nicht dadurch befangen und verblendet gewesen wäre, daß der alte gequälte Greis den Raub eingestanden?

Schon mehr dem Tode, als dem Leben angehörend, wurde Johannes auf das Blutgerüst geführt, um das sich das Volk in dichten Massen drängte. Die Diener des Bischofs standen alle im Hofe; in manches Auge trat eine Thräne des Mitleids, als der Greis dem Schaffot zuwankte; Andere, die nicht so mild gesinnt waren, stießen Verwünschungen aus über den, wie sie meinten, verstockten Sünder, der noch im hohen Alter von Geiz und Habsucht verblendet, eine niedrige That begangen. Seine Enkelin ging zitternd und weinend neben dem Greise her, sie leitete seine Schritte, sie stützte ihn, ach, kaum hatte sie selbst Kraft zu dem schweren Gange. An einem Fenster des Schlosses stand der Bischof. Viele Blicke richteten sich nach ihm, Viele hofften, er werde noch das Wort der Gnade aussprechen, aber sein Herz war versteinert und gehärtet von einer unseligen Leidenschaft.

Und eine ängstliche Stille begann zu herrschen im Volke, als nun näher der furchtbare Augenblick kam, und der Greis faßte seine gebrochene Kraft zusammen, und hob beide Arme hoch empor und rief laut aus, daß es alle hörten:

„So wahr ein Gott lebt droben in dem Himmel, und so wahr ich selig zu werden hoffe, so wahr bin ich unschuldig, und sterbe unschuldig! Aber der Herr wird es an den Tag bringen, der Herr wird mich rechtfertigen! Gott sei meiner Seele gnädig!"

Und wie Alles noch schwieg, und glaubte, der Greis werde noch weiter reden, da rief plötzlich von dem Eichbaum im Schloßhofe der Rabe: „Ullrich! Ullrich!" und die Leichtsinnigen im Volk lachten, aber der Jäger, der unter den Hofdienern stand, ward leichenblaß und zitterte, und schlich sich hinweg, bis ins Innerste erschüttert und das Haupt des unglücklichen Johannes fiel. Mitleidige Arme trugen die in Ohnmacht liegende Elsbeth in ihr Kämmerlein. Wie der Bischof das Schwert blinken sah in der Hand des Scharfrichters, wandte er grausend den Blick ab, wie er sein Herz abgewendet von der Milde, aber auch von ihm wandte sich der Blick der himm-

lischen Gnade ab, und er konnte nicht wieder froh werden.

6.

Als sich die Sonne dieses Tages zum Untergange neigte und der Bischof Thilo in seinem Zimmer allein stand, und mit düstern Blicken hinaus auf die weite Ebene blickte, sah er auf der Straße, die von Leipzig nach Merseburg führt, ein helles Flimmern und Funkeln, und vermuthete, daß es Ritter seien; in diesem Augenblicke trat ein Diener ein, welcher einen Besuch des Bischofs von Meißen anmeldete, und berichtete, daß derselbe schon im Anzuge sei. Mit einem leisen Seufzer vernahm Thilo diese Nachricht, die ihn, wäre sein Herz ruhig gewesen, mit inniger Freude erfüllt haben würde, auch gedachte er mit innerlichem Verdruß des Ringes, der durch den Tod des Greises doch nicht wieder herbeigebracht worden war.

Wie der wackere Gerhardt eintritt in das Thor von Merseburg und den Domberg hinauf, sah er schon aus der Dienerschaft, daß sich hier etwas Außer-

gewöhnliches zugetragen haben müsse. Nicht mehr, wie sonst, trat ihm im Schloßhofe mit tiefer Reverenz der silberhaarige Kämmerer Johannes entgegen, und hielt ihm mit freundlichem Lächeln den Steigbügel; Ewald, ein anderer junger Diener, versah das Geschäft.

„Nun?“ fragte diesen Gerhard, „wo ist denn unser alter guter Hans? Er ist doch nicht krank, oder gar gestorben?“

Der junge Diener hatte den alten Johannes lieb gehabt. Er seufzte und ein Paar helle Thränen traten ihm in's Auge.

„Was ist's denn, was fehlt Euch denn?“ fragte Gerhardt weiter: „Ihr kommt mir Alle bestürzt und wunderlich vor. Euer Herr ist doch nicht krank?“

Der junge Diener schüttelte schweigend das Haupt und sein Gesicht verkündete einen tiefen innern Schmerz.

„Nun, was hast Du? Was geht hier vor?“ drang der Bischof in ihn, „kannst Du nicht reden?“

„Der alte Johannes,“ stammelte Ewald, „ist — heute — —“

„Ist gestorben?“ unterbrach ihn Gerhardt: „der

gute Alte! Nun Gott schenke ihm eine fröhliche Auferstehung!"

„Ist heute enthauptet worden!" sprach der Diener und wandte weinend sein Gesicht abwärts.

„Enthauptet?" fragte Gerhardt bestürzt. „Um Gottes willen und weswegen denn?"

„Wegen des Ringes, hochwürdigster Herr," antwortete Jener, „er soll ihn entwendet haben."

„Welchen Ring? — Eines Ringes wegen? Unerhört!" rief der Meißner Bischof aus: „Was muß ich hören! o Thilo! Thilo!"

Gerhardt war unter diesem Gespräch in das Schloß und die Treppe hinauf gegangen, und Thilo trat ihm eben grüßend entgegen, und wollte ihn küssend an seinen Busen drücken, aber Gerhardt hielt ihn von sich.

„Dann erst den Kuß zum Gruß," sprach er ernst: „wenn das dunkle Räthsel sich löst, das mir aufgegeben wurde beim Eintritt in diese Hallen. Ich komme nach dem Ringe zu fragen."

Zorngluth überzog das Gesicht Thilo's. „Ein elender Bösewicht, ein undankbarer Knecht stahl mir den Ring," sprach er, „er hat heute die verdiente Strafe empfangen."

„Und wo ist der Ring?“ forschte Gerhardt.

„Der Räuber gab ihn nicht heraus, er schied mit einer Lüge aus der Welt, er behauptete sterbend, unschuldig zu sein.“

„Mit einer Lüge sterben wenige Menschen,“ sprach Gerhardt düster. „Bekannte er freiwillig?“

„Auf der Folter,“ entgegnete Thilo eben so düster: „aber laßt uns nicht von dem Elenden reden.“

Gerhardt winkte das Gefolge, das ihm in das Zimmer nachgetreten war, und die Leute des Bischofs Thilo hinaus, und als sie gegangen waren, trat er näher zu dem verdüsterten Freund, und sprach mit bewegter Stimme: „Thilo! Thilo! Ihr habt Euer Versprechen vergessen, Euer Gelübde gebrochen, ich fürchte, Ihr habt unschuldiges Blut vergießen lassen. Wehe Euch! Als ich Euern Brief erhielt, freute ich mich innig, aber bald darauf befiel mich eine große Bangigkeit, eine quälende Sorge, und ich mußte immer an Euch denken, da beschloß ich Euerm Wunsche zu willfahren und Euch heimzusuchen. Ich übernachtete bei meinem Freunde, dem Bischof von Wurzen, und als er mich heute früh bis nahe an Leipzig begleitete, und ich von ihm Abschied nahm und wir

uns noch einmal die Hände drückten, seht, da zersprang Euer Ring in zwei Hälften, da habt Ihr sie!"

Thilo von Trotha stand in tiefes Schweigen versunken, seine Gedanken schienen irre zu gehen in dem trostlosen Gefilde peinigender Selbstanklage. „Er hätte mein Gold, meine Edelsteine stehlen können, ich hätte ihn nicht richten lassen," sprach er nach einer langen Pause. „Er hätte in den Dom brechen mögen und vom Altare die heiligen Gefäße hinwegnehmen, ich hätte nicht zu Gericht gesessen über ihn, aber er nahm mir den Ring, mein liebstes, theuerstes Kleinod."

„Die Strafe war zu hart, wenn er ihn nahm," entgegnete Gerhardt, „aber Thilo, wenn er nun den Ring nicht nahm, wenn nun wieder unschuldiges Blut gegen Euch zum Himmel schreit?"

„Hört mich und dann urtheilt," sprach Thilo, und erzählte nun den ganzen Hergang der traurigen Geschichte, wie er schon früher Kostbarkeiten vermißt, wie endlich der Ring gefehlt, wie er den Himmel im Stillen angerufen, den Frevel zu enthüllen, und wie in diesem Augenblick der Herr durch den Raben geredet, und den Thäter geoffenbart.

„Unglücklicher, verblendeter Mann!" rief Gerhardt und schlug jammernd die Hände zusammen: „Das ist nicht die Stimme des guten Geistes gewesen, der Ihr gefolgt seid in der unsinnigen Verblendung Eurer Leidenschaft, das ist ein böser Geist gewesen, der um Eure Seele das Netz des Verderbens gesponnen; o Gott schütze Euch vor Verzweiflung, Du guter armer Johannes, Du treuer Knecht, so mußtest Du enden, das war der Lohn für ein langes redliches Leben, das Du geopfert hast einem grausamen Tyrannen!"

Thilo stand wie vernichtet. Sein Freund erschien ihm, wie ein zürnender Prophet, der gekommen, das Unglück herauf zu beschwören durch düstere Weissagung und den Jammer in das Haus zu rufen durch seine Wehklage um den Gerichteten.

„Ich will in den Dom gehen und beten," fuhr Gerhardt fort. „Bleibt zurück, armer Freund, laßt mich allein gehen. Meine Gedanken verdammen Euch, aber mein Herz weint um Euch, Thilo. Der Herr wolle uns erleuchten."

Er ging. Thilo blieb einsam in seinem Zimmer zurück, er trat an das Fenster, blickte hinaus in die dämmernde Nacht; Nebel hüllten die Gegend ein,

die dem Strom entstiegen. Es war todtenstill um ihn her. Vor seinem Geiste stand Johannes und der Henker mit dem blitzenden Schwerte.

7.

Im Dome war es sehr düster. Vor dem Hochaltare brannte die ewige Lampe, in einer Seitencapelle bei einem Heiligenbilde flammte ein Licht, und vor dem Betaltare lag eine in dunkle Trauergewänder tief verhüllte Gestalt, weinend und betend. Der Bischof kniete nieder auf den Stufen des Hochaltars, und es trat eine tiefe grauenvolle Stille ein. Dann vernahm der Bischof Worte, und blickte um, und sah, wie die stille Beterin, die sich ganz allein glaubte im Hause des Herrn, ihr Angesicht, das so weiß war, wie der Marmor des Crucifixes, emporhob aus den dunkeln wallenden Schleiern, und die Hände zum Himmel erhebend, ihren namenlosen Jammer ausstöhnte in klagenden, flehenden Worten.

„Frommer Greis, der durch Schmerz und Blut zum Himmel eingegangen ist, heiliger Märtyrer Johannes, bitte am Throne Gottes für Dein Kindes-

kind!" sprach sie. „Die Welt ist ihm zu einer Wüste geworden und sein Tag hat sich in Nacht verwandelt, o laß mich schlafen gehen! O himmlischer Vater, nimm Dein Kind zu Dir, denn es hat keinen Führer mehr auf Erden, und die Blumen seiner Freuden hat der Sturm geknickt, und es ist Thränenthau auf sie gefallen, so heiß, daß sie daran verwelkt sind! Gott, Allmächtiger, Allwissender, Allgerechter! Offenbare Johannes Unschuld, diesen Tag noch laß mich erleben an dem sein Name gereinigt dasteht vor den Augen alles Volkes und dann rufe mich, daß ich ihm die Kunde hinüberbringe in das himmlische Paradies! Und gieb mir Kraft, o Herr, daß ich sie trage die Last des Kummers, die auf meiner Seele liegt! Bitte für mich, Maria, all' Ihr Heiligen, bittet für mich!"

Die Beterin konnte nicht weiter reden, sie weinte laut und rang die Hände, und neigte tiefer und tiefer das kummerschwere Haupt, endlich sah Gerhardt, daß sie besinnungslos umsank. Daß sie eine Verwandte des armen Johannes sei, ahnte er aus ihren Worten, es war Elsbeth. Er stand eilig auf und hob die Ohnmächtige empor, sie kam wieder zu sich, sie erbebte, als sie einen fremden Mann neben sich

sah, aber Gerhardt sprach mit milden Worten zu ihr: „Fürchte Dich nicht, Du armes unglückliches Kind; ich habe Dein Gebet gehört, ich bin ein Diener des ewigen Herrn, ich kenne Deinen Schmerz, beruhige Dich! Die Wege Gottes sind dunkel und wunderbar und unerforschlich, aber er führt Alles herrlich hinaus. Mir sagt es mein ahnender Geist: kommen wird der Tag, an welchem der Greis Johannes gerechtfertigt erscheinen wird. Dir aber, arme verlassene Waise, möge Trost und Friede werden."

„Jetzt folge mir, Du bist krank, Du darfst nicht länger in diesen düstern Mauern verweilen. Wo wohnst Du?"

„Bei einer Muhme unten vor dem Thor," weinte die Jungfrau, und wankenden Schrittes folgte sie dem Bischof aus dem Dom. Draußen wollte sie sich hinunterwenden zur Stadt, aber Gerhardt sprach: „Nicht unbegleitet darfst Du hinabgehen, folge mir in den Schloßhof, ein Diener soll Dir hinunterleuchten."

„Nicht um alle Schätze der Welt," rief Elsbeth unter Thränen: „ich will die Stätte nicht wieder betreten, wo mein frommer Großvater verblutete."

„So harre hier, ich sende Dir einen Diener.

Die Nacht ist finster, Du bist schwach, ich will es, daß Du harrest. Schlafe, schlafe, armes Kind, und Gott möge Dich stärken!"

Gerhardt ging in das Schloß, er rief nach den Dienern, Ullrich war der erste, der seinen Ruf vernahm und sich vor ihn stellte, mit kriechender Unterwürfigkeit.

„Draußen an dem Dome steht eine Jungfrau, nimm eine Leuchte und begleite sie in die Stadt bis an ihre Wohnung," gebot er dem Diener, und dieser eilte, dem Befehle zu gehorchen.

Als er mit der Leuchte hinaustrat auf den Domhof sah er die verhüllte Gestalt stehen, und diese ging nur vor ihm her ohne sich umzublicken. So wandelten sie den Domberg hinunter und bogen dann um die Straßenecke und gingen noch tiefer hinab nach dem Thore, und durch dieses hinaus in die Vorstadt, dort blieb an einem Häuschen die Jungfrau stehen und zog die Klingel und Ullrich trat näher zu ihr. Da sah er in Elsbeths todtenbleiches Gesicht, und sie sprach leise:

„Ich danke Dir, Ullrich." Er aber rief zornig aus:

„Du bist es? Dir hab' ich leuchten müssen, ich,

des Bischofs Diener, einer unehrlichen Dirne? Verflucht!" Aber Elsbeth hörte ihn nicht, sie war hineingeschlüpft durch die niedrige Thüre, und riegelte hinter sich zu. Murrend und grollend kehrte er um, der Weg führte ihn an einer alten kleinen Capelle vorüber, der Sturm erhob sich, sein Licht verlöschte, der nahe Strom rauschte dumpf; es war Ullrich, als könne er an dem alten Bethäuschen gar nicht vorüber kommen.

„Ein böser, unheilvoller Tag," sprach er düster zu sich selbst: „er will gar nicht enden. Wenn es doch erst Morgen wäre, daß man sagen könnte, gestern starb der alte Johannes, oder übermorgen, und dann acht Tage, und vier Wochen und endlich Jahr und Tag, und die ganze Geschichte wäre vergessen. Mir ist so angst und bang, als hätte ich den Ring, und ich habe ihn doch nicht — nein, ich habe ihn nicht, und ob ihn der Alte hatte, das weiß ich nicht — hu, wie schauerlich ist die Nacht!"

Auf der Capelle saß ein Leichhuhn, und schrie. Ullrich schauderte zusammen, nahe dabei war auch ein Kirchhof. Ullrich dachte an den Raben, wie er das Käuzlein schreien hörte. „Rufst Du auch Ullrich! Ullrich?" fuhr er zu sprechen fort: „wie der

dumme Rabe? „Wer ihm nur das gelehrt hat! Ich nicht — ich habe ihn nichts gelehrt, gar nichts! Wer sagt, daß ich ihm etwas gelehrt hätte?"

Es war todtenstill um Ullrich her, Niemand redete außer ihm, in ihm aber sprach eine schreckliche Stimme, die sich nicht beschwichtigen lassen wollte — die Stimme eines bösen, vorwurfsvollen Gewissens. — Er schlich zitternd und bebend durch die Nacht hinauf in das Schloß.

8.

Auf dem Schlosse zu Merseburg wurde es immer stiller; die fröhlichen Gastmähler, die lauten lustigen Jagden, das Getümmel in Höfen und Hallen, Alles nahm allmählig ein Ende. Der Bischof war nicht mehr der Mann, der er sonst gewesen war, er wurde immer düsterer und verschlossener, und gab sich mehr den geistlichen Uebungen hin, oft lag er Stunden lang im Dome im Gebet, oft wandelte er einsam in den Wald, oder durchschlich den Kreuzgang und die Gänge des Schlosses. Auch die Gäste blieben weg, da keine Einladungen mehr ergingen,

und die, die ungeladen kamen, keine Zerstreuung mehr fanden.

Auch der Jäger Ullrich hatte keine Ruhe mehr, er konnte Keinem in's Gesicht sehen, und fuhr zusammen, wenn nur irgendwo von ungefähr etwas rauschte. Alle andern Diener fürchteten sich vor seinem heimtückischen und verstörten Aussehen und wichen ihm aus, wo sie konnten.

Da wo jetzt der Schloßgarten in Merseburg ist, war vor Zeiten ein düstres Tannenwäldchen, durch welches aber auch schon Wege gehauen waren, doch verirrte sich selten ein Spaziergänger dorthin. Der Bischof betrat den melancholischen Hain fast nie, so lange er noch froh, genußsüchtig und lebenslustig war, jetzt fiel es ihm ein, sich dort einsam zu ergehen, und er führte seinen Entschluß aus. Ohne des Pfades sonderlich zu achten, schlich er in tiefen Gedanken durch den Tannenhain, und verfolgte seinen einsamen Weg. Plötzlich hörte er seinen Namen rufen: „Thilo! Thilo!" und sah empor. Sein Rabe war ihm nachgeflogen, und flatterte jetzt auf seine Schulter, zugleich vernahm er aber seitwärts einen Schrei und erblickte eine Frauengestalt, die ihr Gesicht verhüllt hatte und heftig zu weinen schien. Sie

lag auf den Knieen an einem Hügel, der mit Moos überwachsen war und auf dem ein kleines hölzernes Kreuz stand, an welchem ein frischer Immergrünkranz hing. „Ein Grab? und hier?“ fragte Thilo verwundert, „wer ist's, der hier in ungeweihter Erde ruht?“ — Er sah auf das jammernde Weib, er schwieg eine lange Zeit — endlich fragte er laut: „Wer seid Ihr, und weß ist das Grab, an welchem Ihr weint?“

Da hob sich langsam eine Hand aus den Schleiern, und schob diese zurück, und Elisabeths einst so holde und unschuldvolle Züge, die jetzt der bittre Gram entstellte, und die Wangen, die einst so rosenroth waren, und jetzt so schneebleich, und sie preßte ihre Thränen zurück und sprach mit dumpfem schmerzlichem Ton: „Der hier ruhet, das ist Johannes, Euer Kämmerer, und ich bin seine Enkelin, und ich kniee hier jeden Tag, und rufe Gott an, daß er meines Großvaters Unschuld offenbare, und wenn das geschehen ist, will ich gern sterben, denn mit dem, der hier schläft, ist mein Erdenglück hingemordet worden.“

Der Bischof hörte sie erschüttert an, dann schlug er beide Hände vor das Gesicht, und eilte raschen

Schrittes von dannen, als habe er einen Geist gesehen, und er sah sich nicht um, und sein Rabe flog kreischend von Tanne zu Tanne, ihn begleitend, und rief: „Thilo! Thilo! Trotha!" und dem Bischof war es, als riefe die Stimme aus dem Grabe des Kämmerers. —

In der Nacht, die diesem Tage folgte, wälzte sich, wie öfter geschah, der Bischof unruhig auf seinem Lager umher, und der Schlummer floh ihn lange. Endlich fand er den Schlaf, aber da kam ein schwerer Traum über ihn, und quälte ihn. Es träumte ihm, er sei gestorben und seine Seele sitze in dem Tannenhain auf dem Grabe des alten Johannes, und könne dort nicht weg, wie gern sie auch wolle, denn wenn sie sich erhob, davon zu fliegen, so wuchsen aus dem Grabe zwei Arme, die breiteten sich aus, und hielten sie fest, daß sie sich abängstigte im vergeblichen Mühen. Dann kam der Rabe geflogen, und hatte in seinem Schnabel den Ring, den ließ er auf das Grab des Kämmerers fallen, da öffneten sich die Arme und ließen die Seele frei.

Und wieder war es dem Bischof, er wandle durch den Dom, aber doch sei er schon lange gestorben,

und er sah ein metallenes Kenotaph, das war ihm errichtet, und er las darauf seinen Namen und den Tag seines Todes, aber wunderbar war dabei, daß auf dem Monumente nicht sein Wappen war, sondern ein anderes, vor dem er sich sehr entsetzte, nämlich auf dem Schilde war sein Rabe abgebildet, der hatte, wie er zuvor gesehen, den verhängnißvollen Ring im Schnabel, und über dem Schilde hoben sich des gerichteten Kämmerers Arme empor. Schaudernd wandte er sich hinweg von dem Kenotaph und ging aus dem Dome in das Schloß, aber überall, wohin er blickte, sah er jenes Wappen, so daß er in quälender Unruhe nicht wußte, wohin er sich wenden sollte; in den Gemächern, über den Thüren, außen über den Pforten und an den Mauern stand drohend und an jene unselige That mahnend, bald gemalt, bald in Stein gehauen, das schreckliche Wappen da, und da war dem Bischof, als könne das Wappen reden, und erzähle von Jahrhundert zu Jahrhundert der Nachwelt von ihm und seiner übereilten Rache. Endlich erwachte er, ganz matt und unwohl, und als er das Lager verlassen hatte, entwarf er auf ein Pergament das Wappen, genau so, wie er es im Traum gesehen, und bebte auf's Neue, wie er

die Zeichnung vollendet hatte, und barg sie unter seine Schriften.

9.

Es kam der Tag der Kirchweihe, der immer als ein großes Fest im Merseburger Schloß begangen wurde. War es auch dem verdüsterten Bischof nicht wie Festlust, so durfte er doch dieses Mal nicht unterlassen, Gäste zu laden, und so unterbrach dann einmal Geräusch und Getümmel die trübe Stille, die lange im Schlosse heimisch geworden war. Der biedere Gerhardt von Meißen kam auch wieder mit einem ansehnlichen Gefolge von Rittern und geistlichen Herren gezogen, ihm schloß sich der Bischof von Wurzen an, von Naumburg kam ebenfalls der Bischof wieder, denn der Groll, den Thilo einst gegen ihn gefaßt, war längst vergessen. Viele Ritter und Edle aus dem Sachsenlande und aus Thüringen stellten sich ein, und es war lange Zeit nicht so glänzend in Merseburg hergegangen, wie jetzt, auch zogen eine Menge Krämer, Gaukler, Sänger und Spielleute nach der Stadt, denn es war ja das

schönste aller Volksfeste. Doch schien es, als wolle der Himmel das Fest nicht durch heitere Witterung begünstigen, denn am Vorabend erhob sich ein gewaltiger Sturm und brauste um das Schloß und den hochgelegenen Dom, daß es war, als wolle er die Grundfesten der steinernen Gebäude erschüttern, und ihre Dachungen hinunterschleudern in den Strom, der heftig angeschwollen und aus seinen Ufern getreten, wie ein breiter wildwogender See die Ebene überfluthete.

In der Stadt warf der Sturm Schornsteine ein, deckte Dächer ab und entwurzelte manchen Baum in Flur und Wald, und auf dem Schlosse weckte um Mitternacht ein fürchterliches Geprassel die schlummernden Bewohner. Das Dach des Thurmes war eingestürzt, auf welchem Markus, der Rabe, sein Nest hatte; kreischend, wie um ein Hochgericht, flog seine Brut um den Thurm. Der Hausvogt gab Befehl, den Thurm bald wieder zu decken.

An der festlich geschmückten und reich besetzten Tafel saßen die edlen Herren geistlichen und weltlichen Standes, die Bischöfe und Grafen, und unten in den Hallen und auf dem Hofe tummelte sich mü-

ßiges Volk und die Schaaren der fremden Diener umher.

Bischof Thilo schien im heitern Gespräch mit seinen Freunden den Kummer vergessen zu haben, der ihn heimlich drückte, so wie die Erinnerung an seinen beunruhigenden Traum; die Becher kreiseten fröhlich umher, und mancher Trinkspruch durchschallte den geräumigen Speisesaal; dazu spielten die Musikanten wacker auf, und keiner der Gäste dachte daran, daß sich etwas ereignen könne, was die Heiterkeit auf immer vom Angesicht ihres gütigen Wirths verbannen würde. Und doch geschah dies.

Das Volk im Hofe, das hinaufgaffte auf den Thurm, auf welchem die Dachdecker saßen, gewahrte jeßt, daß diese sich erstaunt einander etwas zeigten, und der Meister rief hinunter und winkte, und hielt ein glänzendes Ding in seiner Hand, das hellblendend funkelte, da gerade durch zerrissenes Gewölk ein Sonnenstrahl darauf fiel, was es aber war, vermochte man nicht zu erkennen, denn der Thurm war sehr hoch.

Ewald, der junge Diener des Bischofs, stieg eilend die Leiter hinan, und wie er oben war, sahen die Leute unten, daß er die Hände zusammenschlug,

als vernehme er die Kunde eines Unglücks, oder als setze ihn Etwas in das höchste Erstaunen, und er nahm aus den Händen des Meisters Einiges in Empfang und stieg wieder hinunter, wo sich bald die Menge des Volkes und der Diener um ihn drängte. Auch Ullrich war unter ihnen.

„Was hast Du, was gab's da droben?" fragte dieser, aber Ewald war todtenbleich geworden und zitterte, und in seinen Augen standen Thränen; aber was er mit hinabgebracht von der hohen Zinne des Thurmes, das trug und hielt er verdeckt, und zeigte es Keinem, auch antwortete er nicht auf alle die Fragen, die seine Freunde an ihn richteten, sondern er ging durch ihre Reihen, hinein in das Schloß und die Treppe hinauf, und die Diener drängten ihm neugierig nach, Allen voran, aber Ullrich, den es verdroß, daß Ewald ihm nicht antwortete, und er schalt und rief: „Seht nur den dummen Fant, thut er doch, als habe er ein Elsterauge gefunden, und sei unsichtbar. Seht nur den Narren, ich glaube, er will hinein zu den Herren und sich oben an die Tafel setzen."

Auf dem Vorsaale aber saß der Rabe des Bischofs, und schrie mit heiserer Stimme sein eintöniges

„Ullrich! Ullrich!" und der Jäger mußte wieder an die vergangene Zeit denken, und es fuhr ihm ein Schauer über den ganzen Körper.

Ewald ging gerade zu in den Speisesaal, wo die Herren fröhlich beisammen saßen, und schritt mit seinem blassen Gesicht auf Thilo zu, der ihn verwundert ansah und ausrief: „Was bringst Du, Ewald? Eine frohe Botschaft kündet uns Dein Gesicht nicht an!"

Ewald kniete vor dem Bischof nieder. „Ich bringe Euch etwas, was Euch sehr theuer war, Hochwürdigster Herr," sprach er, und reichte dem Bischof hin, was er trug. Dieser nahm es und war hocherstaunt. Es war sein Kleinod, sein Krystallspiegel — sein Ring. Schweigend starrte der Bischof auf die Kostbarkeiten, sie erinnerten ihn allzulebhaft an seine Grausamkeit; jetzt, jetzt mußte sich's entscheiden, ob Johannes unschuldig war.

„Und woher bringst Du das?" fragte er Ewald — während schon die Priester und Ritter aufmerksam wurden, auf das, was sich hier begab.

„Die Dachdecker fanden Alles oben auf dem Thurme — im Nest des Raben," antwortete der junge Diener, und jetzt überzog Leichenblässe des Bi-

schofs Gesicht, er wankte nach einer Thüre hin, winkte mit der Hand wie abwehrend, daß Niemand ihm folgen solle, und trat in sein Zimmer; aber der Tag um ihn schien sich plötzlich in Nacht zu verwandeln, es klang ihm in den Ohren, wie Posaunenschall des Weltgerichts, der hohe kräftige Mann brach zusammen wie ein Eichbaum, den der Orkan aus der Erde reißt. Die Freunde hörten den Fall, sie eilten nach, hoben Thilo auf und brachten ihn mit der Hülfe des Arztes und stärkender Arzneien wieder zu sich. Aber wie schrecklich war das Bewußtsein, zu welchem er wieder erwachte! Wie fürchterlich mahnte der Ring, den er noch krampfhaft fest in seiner Hand hielt, ihn an seine Schuld. Und Gerhardt, als er den Ring erblickte und aus Ewalds Mund es vernahm, wo er gefunden worden, rief aus: „Mir hat es geahnet, daß es noch offenbar werden würde, daß der Greis unschuldig gerichtet worden! Armer Thilo!"

Der Bischof von Merseburg lag mit verhülltem Gesicht auf seinem Bette, er sprach kein Wort, aber es wogte und tobte in seiner Brust und er fühlte die Angst eines Verbrechers, dem das Todesurtheil verkündet wird, und Keinem, der zu ihm sprach mit

aufrichtenden Worten des Trostes, antwortete er, und Keinen schien er zu kennen von den vielen Freunden, die ihn umstanden. —

Das fröhliche Fest nahm ein trauriges Ende; in eine schwere Krankheit verfiel der Bischof und die Gäste zogen von dannen Einer nach dem Andern, nur der treue Gerhardt blieb bei dem Freunde. Bald war es wieder sehr öde im Schloß zu Merseburg, und alles Geräusch verstummte, und jeder Laut der Freude; aber im Dunkel der stillen Nacht hörte man oft den Bischof in seinem Gemach jammern und weinen, und dazwischen die Stimme Gerhardts, der ihm zusprach mit Worten des Trostes und der Liebe.

10.

Schnell verbreitete sich im Volke die Kunde von der Auffindung der Kleinodien, und daß der arme Johannes unschuldig gestorben sei, und sie drang auch zu seiner Enkelin Elisabeth, die noch still und eingezogen in dem kleinen Häuschen der Vorstadt bei ihrer Verwandtin lebte. Da wurde das fromme Mädchen himmlischer Empfindungen voll, sie jauchzte

und weinte in ihrer Freude, sie legte ihre Trauergewänder ab, und schmückte sich seit langer Zeit wieder zum ersten Male, und ging in Begleitung ihrer Muhme in den Dom; dort warf sie sich wieder nieder vor demselben Heiligenbilde, vor welchem sie damals gekniet und pries Gott unter heißen Freudenthränen für seine Gnade. Und wieder, wie damals traf es sich, daß auch der Bischof Gerhardt im Dome für seinen erkrankten Freund betete, und er erkannte die Jungfrau wieder, und weilte, bis sie ihr Gebet geendet hatte.

Und wie sie an ihm vorüberging erkannte sie auch ihn, und sank vor ihm nieder, und stammelte: „Eure Verheißung ist wahr geworden, hochwürdigster Herr! Gekommen ist der Tag, an welchem der Greis Johannes gerechtfertigt erscheint! Gelobt sei Gott!"

„Preise den Herrn aus der Fülle Deiner Seele," sagte Gerhardt gerührt. „Wandle stets vor Gott, und sei fromm!" Er legte die Hände auf Elisabeths Haupt. „Der Herr segne Dich und behüte Dich, er hebe sein Antlitz über Dich und gebe Dir seinen Frieden!" sprach er sehr mild. Elisabeth zog den Saum seines Gewandes an ihre Lippen, und

erhob sich. Wie sie aus dem Dome trat, war der Himmel, der vorher sehr düster gewesen, ganz blau geworden und die Sonne schien und es war, als strahle sie ein neues Leben mit zauberischem Lächeln an, und als feire die Natur das Freudenfest ihres frommen kindlichen Herzens mit.

Ihre Muhme wollte hinab in die Stadt gehen, aber Elisabeth hielt sie am Arme zurück und sagte: „Komm, komm mit mir zu des Großvaters Grabe, wo ich so oft zum Herrn gefleht, daß er Johannes Unschuld offenbare. Nun ist's geschehen, nun will ich dort auch dankend beten."

Und die beiden Frauen wandelten über den Schloßhof und die Diener und Dienerinnen grüßten sie freundlich, in jedem Gesichte schien sich die Freude auszudrücken, daß des Greises Unschuld an den Tag gekommen. Und Elisabeth kniete lange an Johannes Grabe, und weinte heftig und betete inbrünstig, und in ihre Seele kam nach dem Gebet ein himmlischer Friede, eine süße Beruhigung.

Nicht solchen Glückes theilhaftig wurde der Bischof Thilo von Trotha. Er quälte sich ab auf seinem Krankenlager mit fürchterlichen Phantasien, und

sah sich in schrecklichen Träumen allen rächenden Dämonen Preis gegeben.

Und wie er endlich durch der Aerzte unermüdete Sorgfalt, durch des Freundes treue Pflege genas, da zeigte er seine tiefe Reue auf eine Weise, die deutlich erkennen ließ, wie sie ihm Ernst sei. Er entäußerte sich seines alten Wappens, und nahm ein neues an, ganz so, wie er es in jenem Traume gesehen, und damals auf das Pergament gezeichnet hatte. Einen Raben setzte er in sein Wappenschild, der einen Ring im Schnabel trug, zum Andenken, daß der Rabe den Ring entwendet, und über dem Schilde hoben sich zwei Arme und Hände, zum Zeichen, daß nicht vergebens der alte Kämmerer seine Unschuld betheuert, und Gott angerufen habe, ihn zu rechtfertigen vor den Augen der Welt. Ueberall ließ Thilo sein altes Wappen abbrechen, und an dessen Stelle das neuerwählte anbringen, im Dome, im Schlosse und außen an der Mauer, damit es überall verkündend, erinnernd und warnend stehe. Und eine Stiftung machte der Bischof, daß zum Andenken jener That, die ihm das Glück seines Lebens kostete, ihn um die Ruhe seines Alters betrog, fort und fort im Schlosse ein Rabe erhalten werden sollte,

ein lebendiger Zeuge seiner Schuld, wie seiner Reue, ein lebendiges Denkmal für den gerichteten Johannes; auch ließ Thilo dessen Gebeine ausgraben, und in geweihter Erde beisetzen. Aber der Rabe durfte dem Bischof nicht wieder vor die Augen gebracht werden. —

Und es war nur fast wieder ein Jahr vergangen seit der Entdeckung, während welcher Zeit der Bischof mehr und mehr sich abhärmte und abzehrte, daß er nur noch ein Schatten von dem schien, was er einst gewesen. Sein Haar war schnell grau geworden, seine Züge eingefallen, und die einst vollen und frischen Wangen jetzt hohl und bleich.

Und wie der Bischof krank und schwach umher schlich, so war auch der Jäger Ullrich schnell gealtert und verzehrte sich sichtlich in einem Siechthum, gegen welches der Arzt kein Medicament fand. Tief liegende Augen, unstät nach allen Richtungen hin irrend, starrten aus seinem erdfahlen Gesicht, und gebückt schlich er an seine Geschäfte.

Eines Tages wandelte er in finstern Gedanken durch die nahe Waldung, mit seiner Armbrust bewehrt, und achtete kaum des Weges, plötzlich erschreckte ihn der Ruf:

„Ullrich! Ullrich!“ — Es war Marcus, der vernachläßigt und unbeachtet noch freier, wie früher, umherflog, und jetzt im Walde den bekannten einstigen Lehrer sah. Er saß auf dem Steinkreuz, das grau und mit Moos bewachsen, die Stelle bezeichnete, wo einst der Bischof den Jäger Werner in seinem Jähzorn erschossen.

Wild blickte Ullrich auf den Raben: „Du sollst mich nicht mehr necken!“ schrie er, legte einen Pfeil auf die Armbrust, zielte, drückte ab, und getroffen und in Todeskampf flatternd, sank der Rabe von dem steinernen Kreuze.

Der Jäger hob ihn auf und würgte ihn vollends. „Bist Du todt, Bestie?“ rief er zähneknirrschend aus. „Vermaledeiter Schreier, Du wirst mich nicht mehr erschrecken!“ Da fuhr Ullrich plötzlich zusammen, er sah einen Schatten auf dem grünen Rasen sich bewegen, der Bischof stand plötzlich hinter ihm, und es loderte in Thilo die alte Gluth des Zorns auf.

„Ullrich!“ zürnte er: „frecher Knecht, was that Dir der Rabe?“ und er hob den Stab auf mit dem elfenbeinernen Knopf, den er oft zu tragen pflegte, und Ullrich sank hin zu den Füßen des Bischofs und flehte: „Gnade! Gnade! ich will Alles bekennen!

Erschießt mich nur nicht, wie den Werner an jenem Tag, an dem Ihr mich ohne Ursache peitschtet!"

Angst und Verzweiflung lagen auf Ullrichs Gesicht, seine Gedanken verwirrten sich, er sprach wie im Fieber.

„Bekenne, was Du zu bekennen hast, Schurke!" donnerte der Bischof, mehr und mehr erglühend, und stand wieder vor dem Elenden, wie ein Blutrichter.

„Ich bin Schuld gewesen an Johannes Tode!" heulte Ullrich. „Ich lehrte den Raben die Worte Hans und Dieb heimlich, weil ich den Kämmerer haßte bis auf den Tod."

„Ungeheuer! teuflisches Ungeheuer!" schrie Thilo auflodernd im höchsten, fürchterlichsten Grimm. „So verdamme Dich Gott, daß Du auf meine Seele die schwere Blutschuld gebracht! So fahre hin in Deinen Sünden, und sei verflucht bis in alle Ewigkeit, und wenn der Herr allen Sündern vergiebt am Tage des Gerichts, so stoße er Dich allein in das Reich der Finsterniß!"

Ullrich krümmte sich in Todesangst zu Thilo's Füßen, und wimmerte: „Erbarmung! Vergebung!"

„Keine Vergebung, Du Teufel!" schrie der Bischof und hob den schweren Stab auf und wollte

Ullrich erschlagen, da fühlte er sich am Arm gehalten, und es sprach eine sanfte Frauenstimme neben ihm: „Haltet ein, Thilo! Ich sage Vergebung! Ihr dürft den Unglückseligen nicht richten.“

Des Bischofs Arm sank mit dem Stabe, auch seine Blicke sanken verwirrt zu Boden. Es war Elsbeth, die vor ihm stand, schön wie ein seliger Engel, die Blicke verklärt von einer unnennbaren Reinheit. Sie schien eine Heilige, herabgestiegen aus des Himmels Räumen, Frieden und Versöhnung in die Welt zu bringen. Ullrich vermochte nicht empor zu blicken, er barg sein Gesicht in das Waldgras.

„Geht nach Hause, Thilo!“ sprach Elsbeth mild aber ernst. „Geht, und betet, daß Euch Gott vergebe, wie ich es thue. Der Geist meines Großvaters zürnt Euch nicht mehr. Und auch diesem hier,“ sie deutete auf Ullrich, „vergebe ich nach dem Willen Gottes; was wollt Ihr ihn richten, da ihn Gott gefunden und gefordert hat vor seinen Richterstuhl?“

Der Bischof sprach kein Wort. Er bog sich hinab, er wollte Ullrich aufrichten, aber Ullrich war todt. Der Bischof ritt erschüttert aus dem Walde. Elsbeth nahm den todten Raben und verschwand im Gebüsch,

sie trug den Leichnam des Vogels in das Tannenwäldchen zum alten Grabe ihres Großvaters.

Nicht lange darauf wurde Elsbeth eine Nonne, und um dieselbe Zeit ist auch der Bischof von Merseburg, Thilo von Trotha, gestorben.

Der Versöhner.

[illegible] des Vogels in der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Nicht lange darauf machte [illegible] eine Reise, und um dieselbe Zeit ist auch der Bischof von [illegible] [illegible], [illegible] von [illegible], gestorben.

1.

Es war eine ernste und heilige Stunde, voll Freude und Schmerz, Erhebung und Rührung, eine Stunde, wo sich die Entsagung an die Schwingen einer seligen Hoffnung kettete, die der junge Referendar Ortolph mit seiner Geliebten, der holden Madeline Roden, zeugenlos in traulicher Abenddämmerung verbrachte. Der feurig Liebende küßte das bebende Mädchen, und fühlte, daß er Thränen küsse. Er ergriff Madelinens Hände, drückte sie fest und innig, und flüsterte: „Weine nicht, meine engelgute Geliebte. Gebiete Deinem Schmerz, der Freude Raum zu geben, die ja ewig ist, wie unser Lieblingsdichter sagt. Ja, kurz ist der Schmerz, und ewig, ewig soll unsre Freude sein! Meine Versetzung nach S. ist, obgleich

sie uns für jetzt Trennung gebietet, zugleich eine Verbesserung meiner äußern Verhältnisse, und so die Bürgschaft unsers Glücks. Du bist meine Braut, meine theure, innigstgeliebte Braut vor dem allsehenden Gott, der mein Herz kennt, und meine heiligen Schwüre der Liebe und Treue hört, bald soll Dir auch die Welt den schönen Namen geben. Der Name Braut ist des jungfräulichen Lebens Blüthenkrone. Sobald meine Einrichtung dort getroffen, sobald mein Einkommen festgestellt ist, eile ich auf Flügeln der Liebe zu Dir, wir verkündigen unser Glück, und Du folgst mir als junge Gattin, als Lebensengel und Beglückerin meines Daseins in die neue Heimath, die schön und reizvoll ist."

Madeline vermochte nicht zu sprechen. Von allgewaltigen Gefühlen bestürmt und übermannt, sank sie weinend an die Brust des Geliebten, der sie lange schweigend umarmt hielt. Endlich fand sie Worte und schluchzte in heftiger Bewegung:

„Nur treu, Ortolph! Nur treu! Mir will das Herz zerspringen vor namenlosem Weh, daß ich Dich von mir lassen muß! Mir ist, als schiedest Du auf ewig! Ewiger Gott, wie elend wäre ich, könntest Du treulos sein!"

„Mißtraust Du mir, mein Leben?“ fragte mit dem Tone zärtlichen Vorwurfs der Referendar.

„Nein, mein Ortolph!“ entgegnete Madeline. „Mißtrauen ist nicht das Wort, das mein banges Gefühl bezeichnen könnte. Mißtrauen ist ein gewöhnliches, kaltes Wort. Was bei dem Gedanken der Trennung von Dir mein Herz zerreißt, ist Ahnung, trübe Ahnung, Du werdest von meiner Seele gerissen werden durch eine feindliche Gewalt. Ach, die Ferne selbst ist diese Gewalt. Entfernung ist das Donnerwort, das doppelsinnig, wie ein zweischneidig Schwert meine Gedanken durchwühlt! Ich wollte, Du bliebst hier, sollte ich auch noch jahrelang still und vertrauend hoffen. Das so nah verheißne Glück dünkt mir ein recht sehr fernes!“

„Quäle Dich nicht mit Gedanken voll Kümmerniß ab,“ redete Ortolph der Heftigbewegten zu. „Vertraue! Denn Vertrauen allein kann Dir frommen. Vertrauen ist eine Wunderarznei für ein sorgenkrankes Gemüth. Ein Himmelsbalsam auf Trennungswunden, ein Trostesmanna in der Wüstenei des Grams. Ich werde treu sein! Laß Dir mein noch nie gebrochenes Manneswort genügen. Dein Bild wird mich mit seinem himmlischen Liebreiz um-

schweben, wie ein schützender Genius. Du selbst bist es, die mich treu erhält, Du selbst mein Schirm vor jeder Lockung. Dich habe ich, an Dir halte ich, mein treues Herz, und so stark und vertrauungsvoll ist meine Liebe zu Dir, daß ich Dir nicht sage, bleibe Du treu, vergiß Du nicht mein, denn ich weiß, daß ich Felsen bauen kann auf Deine Treue, und daß Dein Herz unerschütterlich und unabreißbar an dem meinen hängt!"

„Du kannst das glauben, bei dem allmächtigen Gott!" schwur Madeline. „Darum, weil mein Herz unabreißbar an das Deine gekettet ist, würde es durch Trennung verbluten und zerreißen."

„Laß uns nun die letzten glücklichen Augenblicke des Zusammenseins nicht durch kummerschwere Gedanken trüben," bat Ortolph, die Geliebte zärtlich küssend, und es ergingen sich Beide in den blüthenschönen Gefilden der Hoffnung, wo die Freude unter Rosenbäumen wandelt, die Liebe im lichthellen Gewande Kränze flicht, und ihren seligen Kindern mit Myrtenkronen entgegen kommt. Solche Stunden sind Himmelsboten, von der ewigen Liebe in das arme Menschenleben gesandt, aber daher kommt es auch, daß sie Flügel haben, und minutenschnell zu verrau-

schen scheinen, weil Liebe die Zeit nicht achtet, und die Zeit gern die Liebe überflügelt.

Dem jungen zärtlichen Paare schlug die Stunde, die Scheiden gebot. Jedes Lebewohl ward noch von einem Schwur begleitet, und jeder Kuß von einer Thräne, und jeder Händedruck von einem Seufzer, bis die Schwüre verhallten, und die Küsse endeten, Thränen und Seufzer aber blieben bei der Bleibenden und gingen mit dem Gehenden. Das letzte Wort aber, das Ortolph vernahm, als ihn zum letzten Male Madeline ans Herz preßte, war die seelenvolle Bitte: „Bleib treu!" Dann riß sie sich los, und wankte weinend in ihre Kammer, wo der Kummer nun, statt des Geliebten, ihr Gesellschafter war.

Ortolph aber ging schmerzbewegt und doch hoffnungsreich auf die Post; schon mahnte Hornklang, seinen Schritten Eile zu verleihen. Rasch fuhr der Wagen in die Nacht hinaus, und während Ortolphs Gedanken alle bei Madelinen zurückblieben, flogen ihm die ihrigen alle nach und waren bei ihm, und begleiteten ihn segnend. Das war ein recht eigentlicher Gedankentausch. Wer einen solchen aber tief nachfühlen will, muß selbst so gefahren sein und das

gleiche Loos, Trennung von einem theuern Herzen, erfahren haben. —

Wie so der Wagen durch die Nacht rollte, ein Passagier nach dem andern einnickte, und der Schlaf Alle mehr oder minder fest umfing, wachte Ortolph allein noch, seltsam im Innern bewegt, fand den Schlaf nicht, und wollte ihn nicht finden. Er war in der unruhigen Stimmung, die sich eines Jeden bemächtigt, der einem neuen Loos entgegen geht, der heraustritt aus einem gewohnten Kreis in einen fremden ungewohnten, und nun Fragen an Zukunft und Schicksal richtet, wie sich wohl sein neues Verhältniß gestalten werde? Und Ortolph gelobte sich Treue, bei den ewigen Sternen, bei dem blauen Himmel, der so sanft erglänzte.

Treue ist selbst ein Himmel voll reinen Sternenglanzes, Stern und Engel zugleich.

2.

Wer von gebildeten Fremden nach S. kam, und einige Zeit dort weilte, verließ die Stadt nicht, ohne im Haus der Räthin Gilchheim eingeführt oder ein-

geladen worden zu sein, und ohne dort Stunden des sinnigsten Genusses verlebt zu haben. Wie es leicht und oft der Fall ist, daß Personen ausgezeichnet durch Bildung, hohes Talent und glänzende Verhältnisse und deren vielseitige Geltendmachung ein Uebergewicht, zumal in kleinen Städten, über ihre Umgebung, theils ungesucht erlangen, theils wirklich erstreben, so war es auch im hohen Grade in dem Städtchen S. mit der Räthin Gilchheim der Fall. Diese Dame war die Königin des Honoratiorenkreises, geliebt von der Jugend, zu der sie selbst noch gehörte, angebetet von den Männern, gefürchtet von den Weibern, berühmt durch ihre Schönheit, berüchtigt durch ihre feine Coquetterie, mit welcher sie verstand, Alt und Jung an ihren Siegeswagen zu fesseln. Ein und zwanzig Sommer zählend, war sie schon Wittwe, und eben so geneigt, das Leben mit Jugendkraft und Frische zu genießen, als das Leben und das Glück geneigt schienen, sie mit allen Freudengaben zu überschütten.

Sie gründete zuerst im Städtchen ein Casino, wo sich eine lebensfrohe Gesellschaft vereinte, der sie mit vorstand, die sie durch den unerschöpflichen Reichthum ihres Witzes und den Zauber ihrer Anmuth zu bele-

ben wußte; sie ließ in ihrem eignen Haus ein Liebhabertheater aufschlagen und leitete so spielend und unvermerkt den Sinn der Jugend zum Kunstsinn. Sie gebot über gewählte Sammlungen von Büchern sowohl, als von Gemälden, und ihr Haus stand Allen offen, die Sinn zeigten für das Schöne, oder für die Schönheit, denn bei ihr wurde Beides gefunden.

An den Amtmann Stören war der Referendar Ortolph gewiesen, unter diesem sollte er auf dem dortigen Landgericht arbeiten, ihn kannte er auch von früher her bereits persönlich; Stören war mit ihm aus derselben Stadt, und nur einige Jahre früher nach S. befördert worden. Stören war, obschon ein angehender Vierziger, noch unverheirathet, und einer von denen, die der reizenden Räthin Gilchheim aufs feurigste huldigten.

Ortolph hatte Stören die schuldige Aufwartung gemacht, und als er sich beurlaubte, sagte der Amtmann: „Wenn es Ihnen lieb ist, so will ich Sie in unserm Casino einführen, rufen Sie mich heute Abend ab. Kennen Sie die Räthin Gilchheim? Hörten Sie nicht von ihr?“

„Persönlich sie zu kennen, habe ich nicht die

Ehre," erwiederte Ortolph: „doch nannte der Ruf sie mir sehr schön und sehr liebenswürdig."

Stören sah den Referendar scharf an; listig lauernd, fast schon eifersüchtig, und sagte: „Nehmen Sie sich in Acht, fangen Sie nicht Feuer! Sie werden die Räthin heute sehen, ja, sich vielleicht ausgezeichnet sehen, denn sie fesselt gern. Sie ist eine Circe!"

Lächelnd erwiederte Ortolph: „Fesseln mag sie immerhin, nur theile sie nicht die Kunst jener Zauberschwester, ihre Verehrer in unsaubres Rüsselvieh zu verwandeln. Was mich betrifft, so bin ich gefeit, mein Talisman, der allem fremden Schönheitszauber widersteht, ist treue Liebe zu einem braven Mädchen."

„Ich gratulire!" entgegnete der Amtmann fast höhnisch. „Wahren Sie Ihren Talisman recht gut; man hat Beispiele, daß dergleichen Köstlichkeiten abhanden gekommen! Um sieben Uhr erwarte ich Sie; Ihr Diener!"

Stören sah dem Fortgehenden mit einem Gesicht nach, das nicht freundlich war, und murmelte für sich: „Sieh, sieh, ein netter Bursche. Schön gewachsen, der Gang stolz, Bewegung frei, Manieren fein. Spricht gut, thut bescheiden, ist unterrichtet;

wird ihr gefallen, ach ganz gewiß gefallen, wird zum Theater engagirt werden, kann jugendliche Helden spielen, erste Liebhaber. Scheint etwas schwärmerisch, wird gut im Trauerspiel zu verwenden sein, wozu unsre holden Jünglinge sich sammt und sonders nicht qualificiren. Hol' ihn der Teufel!"

Der Abend zeigte dem Amtmann in der Person des Referendars, daß dieser fromme Wunsch nicht in Erfüllung gegangen war, vielmehr kam Ortolph, den Herrn Amtmann zu holen, und nun gingen Beide in das Casino.

Ein mäßig großer Saal mit mehrern kleinern anstoßenden Zimmern, in deren einem sich ein Billard befand, bildete das Lokal der Gesellschaft. Im Saal saßen in einem Halbkreis die jungen und jüngsten Damen, und schienen große Strickstunde zu halten, denn in jeder der zwanzig bis vier und zwanzig zarten Händepaare bewegte sich eine Strickerei. Die ältern Frauen saßen zum Theil in kleinen Gruppen beisammen, sich unterhaltend, leise flüsternd, und die junge Welt musternd, und auch wohl in Gedanken meisternd. In der Mitte des Saales stand ein Flügel. Der herrschende Ton schien etwas zu steif und drückend, aus dem anstoßenden Zimmer blickte

bisweilen ein Männergesicht scheu in das Gynäceum, und verschwand wieder. Dem Ganzen schien noch die Seele zu fehlen.

Lebendiger war es in dem Zimmer, in welches der Amtmann den Referendar führte. Hier waren die Männer versammelt, harmlos trinkend und plaudernd, oder spielend, und nachdem Stören Ortolph dem Vorstand und seinen nächsten Bekannten vorgestellt, sah sich dieser freundlich aufgenommen und bewillkommnet, und fand sich bald mit Mehreren in heitrer und zwangloser Unterhaltung. Fragen nach dem, was es Neues in der Residenz, woher Ortolph kam, gebe, wechselten mit Fragen, ob Ortolph schon in S. gewesen, ob er mehr Bekannte habe, ab, denen bald die folgte: ob er auch das Theater liebe, und schon eine Bühne betreten habe? Vornehmlich war es ein junger Advokat, Namens Felber, der sich dem Referendar vertraulich nahte, und bald die Frage an ihn richtete: „Kennen Sie schon die Räthin Gildheim?" die Ortolph abermals verneinend beantworten mußte. Die Sprechenden waren zufällig der Thür nahe gekommen, durch die man in den Salon sah, und in diesem Augenblick entstand in diesem eine eigenthümliche Bewegung. Die Saal-

thüre that sich auf, und sogleich erhoben sich alle Damen, junge wie alte, von ihren Sitzen, und begrüßten knixend und sich verneigend eine eintretende Dame, während Felber hastig Ortolph ins Ohr flüsterte: „Die Gilchheim!" Im gleichen Moment stand auch der Amtmann bei Ortolph und flüsterte ihm in das andre Ohr: „Das ist sie!" Und es ward still im Männerzimmer, und Kopf drängte sich an Kopf in der Thüre, um mit Verwunderung und Staunen auf die Räthin zu blicken, die mit der Haltung und fast im Putz einer Königin den Damenkreis grüßte. Eine Krone ward bei ihr nicht vermißt, denn die Schönheit hatte sie mit ihrer Glorie geschmückt, und als der junge Felber mit strahlendem Auge auf Ortolph sah, den Eindruck zu erspähen, den sie auf den Fremden gemacht, und diesen leise fragte: „Ist sie nicht wunderschön?" da antwortete dieser, lebhaft ergriffen, ja hingerissen von dem zauberhaften Anblick ihres Reizes, lauter, als sich ziemte und er selbst wollte: „Ach, sie ist ein schönes Wunder!"

Die Räthin mußte diesen Ausruf vernommen haben, denn sie wandte sich plötzlich nach jener Seite hin, und ein Flammenstrahl ihrer dunkeln Augen

blitzte nach dem Fremdling, auf den sich alle Blicke richteten, die der Männer sowohl als die der Frauen, wenn auch diese Blicke nicht alle freundlich waren, und die Räthin wußte nun, daß nur dieser junge Mann jenes Wort gesprochen haben konnte, auch wußte sie noch mehr, nämlich, daß er nur sie mit diesem schmeichelhaften Ausruf gemeint, und erglühte hoch, sich im Herzen des neuen und schnellen Triumphes freuend. Auch Ortolph erröthete, fühlend, daß er der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden, und trat zurück. Die Räthin that unbefangen, als habe sie nichts gehört, wandte sich zu ihren Freundinnen, und nahm ihren Sitz ein.

„Sie haben es gut gemacht, das muß ich sagen!" wandte sich der Amtmann zu Ortolph: „Sie werden, trotz des Talismans, ein Gefangener unsrer schönen Fee. Ein schönes Wunder! Ei, welch ein prächtiger und gewählter Ausdruck! Wie sinnig und sinnreich zugleich! Da sieht man, wer aus der Residenz kommt. Wir hier in S. lesen doch auch die Dichter, aber ich wette, trotz den tausend Schmeicheleien, die unsrer Gilchheim hier schon gesagt wurden, war noch keine so fein, und zugleich so treffend, wie

die Ihrige: Glück zu! Kommen Sie, der Gebrauch verlangt, daß ich Sie der Vorsteherin vorstelle!"

Verlegen und zögernd folgte Ortolph dem Amtmann in den Damenkreis; aufs Neue trafen ihn prüfende und neugierige Blicke. Erglühend und befangen neigte er sich vor der hohen Frau mit den Feueraugen, dem edlen Gesicht, dem dunkeln Haar, der herrlichen imponirenden Gestalt.

„Frau Räthin Gilchheim," begann der Amtmann: „gönnen mir die Ehre, Ihnen Herrn Referendar Ortolph zu präsentiren, der fortan seinen Aufenthalt hier haben wird!"

„Ich danke Ihnen, Herr Amtmann!" erwiederte mit dem Tone freundlicher Herablassung die schöne Frau, und sprach zu Ortolph mit dem ganzen himmlischen Wohllaut ihres Organs: „Ich heiße Sie herzlich in unserm Städtchen und in unserm harmlosen Kreise willkommen, Herr Referendar! Mögen Sie sich recht bald hier heimisch fühlen, das theure Verlassene nicht allzuschmerzlich vermissen, und das Neugefundene lieben lernen!"

„Gnädige Frau," stammelte Ortolph: „Ich schätze mich glücklich, so huldvoll empfangen zu werden!"

„Ich bin keine gnädige Frau," erwiederte die

Räthin: „Ich bin eine Bürgerliche, und bin stolz darauf, solche zu sein; nach meiner Ansicht usurpirt sehr mit Unrecht der Adel das schöne Wort gnädig, das nur Gott zukommt. Wir sind hier so glücklich, den Kastengeist, der der schlimmste ist von allen bösen Geistern, und ein Mörder der Geselligkeit, nicht zu besitzen."

„Ich glaube gern, daß solche Geister weichen müssen, wo ein Geist, wie der Ihrige, Frau Räthin, beseelend waltet!" versetzte ermuthigt und schmeichelnd der Referendar.

„Dacht' ich's doch!" murrte der Amtmann für sich. „Er kommt in Zug, er fängt Feuer." Der Amtmann schien recht zu haben. Das Gespräch zwischen der Räthin und Ortolph wurde lebhaft, es wurde interessant, es wurde so geistreich, daß Damen und Herren näher traten, und mit Antheil zuhörten. Es war, als ob der Referendar eine Prüfung bestehe, und er bestand sie ruhmvoll. Die Räthin, der es großes Vergnügen machte, einen so lebhaften und unterrichteten jungen Mann mehr sich ihr nähern zu sehen, führte ihn durch alle Höhen und Tiefen des conversationellen Wissens, fand ihn überall bewandert, fand ihn fest in einmal festgewonnener Ueberzeugung,

bescheiden im Widerspruch, galant im Gespräch, fein in Wendungen und Uebergängen, und sagte endlich laut zu der Gesellschaft: „Meine Herren und Damen, wünschen wir uns Glück, Herrn Referendar Ortolph hier amtlich gefesselt zu wissen, ich bin überzeugt, daß er redlich beitragen wird, unsre geselligen Freuden mit zu fördern und zu erhöhen!"

„Der Herr Referendar wird auch außeramtlich hier gefesselt sein," flüsterte der Amtmann mit ironischer Miene seinem Nachbar zu, und in mehr als einer Männerbrust begann schon der Neid sich zu regen, daß dem Neuling und Fremdling so freundlicher Beifall, so aufmunternde Huld von der gefeierten Königin der Schönheit zu Theil ward.

Jetzt forderte die Räthin die junge Damen- und Männerwelt zu geselligen Spielen auf, zu deren sinniger Anordnung sie stets selbst das Meiste beitrug, und Ortolph lernte sich bald heimisch fühlen, und bewegte sich mit Lust in dem Cirkel. Das heitre Spiel bot ihm mehr denn einmal Gelegenheit, ihr, der Alle den willigen Tribut der Huldigung brachten, auf zartsinnige Weise an den Tag zu legen, daß ihre Zaubermacht auf ihn ihre Wirkung nicht verfehle. Als die Gesellschaft auseinander ging, sagte

die Räthin zum Amtmann: „Lieber Stören, Sie werden mich verbinden, wenn Sie den Herrn Referendar bald bei mir einführen, und Sie, Herr Referendar, erinnern Sie den Herrn Amtmann, wenn er mir das Vergnügen, Sie in meinem Hause zu sehen, zu lange entziehen will. Vor meinem Gerichtshof gilt keine Clausel, und meine Ladungen dürfen nicht verabsäumt werden!"

Sie reichte dem freudigen Referendar die Hand zum Kuß und begab sich hinweg. Ortolph fand es nun in der Gesellschaft plötzlich langweilig, sich selbst fand er reisemüde und schläfrig, so verließ er auch in der Stille das Casino.

Als er über das holperige Pflaster nach seinem Gasthofe schritt, wußte er nicht, tanzte er, oder tanzte die Stadt, oder tönte nur in seinem Kopfe eine wunderbar anregende Tarantella? Er fragte sich, ob er sich etwa unversehens in die Räthin verliebt habe, und verneinte das mit derselben Ernsthaftigkeit, mit der ein Trunkener behauptet, ganz nüchtern zu sein. „Welch ein Weib! Welch ein himmlisches Wesen!" rief er aus, in seinem Zimmer angekommen, und begehrte von dem fragenden Kellner nur Wein; essen wollte und konnte er nicht.

„Armselige Sprache!“ brach er aus, in Betrachtungen und Erinnerungen an den Abend versunken, und im Zimmer auf- und abgehend. „Armselige Sprache, Du bist todt, denn Du hast ja weder Laut noch Wort, solche unermeßliche Fülle von Liebreiz zu bezeichnen, wie sie diesem Seraph innewohnt. Seraph? Haha! Armes, verbrauchtes, abgedroschnes Wort, den geistigen und verkörperten Himmel zu personificiren, der dieser Huldgestalt eigenthümlichstes Wesen bildet! Sie ist das Leben selbst, das jugendfrische, gottfrohe Leben! Wie brachte sie so plötzlich Leben, Bewegung, Sprache, Lust und Heiterkeit in die Gesellschaft, die vorher dortsaß, wie ein langweiliger Strickstrumpf? Endlich dachte Ortolph auch an Madeline, die holde, jungfräulichscheue und gefühlvolle Geliebte, die so ganz in Sitte, Sprache und Wesen der Gegensatz von der üppigen, Triumphe gewohnten und Huldigungen heischenden Räthin war, die nun bereits ihn, den Wahnberauschten, so befangen hatte, daß er begann, Vergleiche anzustellen, zwischen Madelinen und ihr.

Wehe der Liebe, wenn die Liebenden erst vergleichen, und nicht mindestens jeder Vergleich zu Gunsten der Erwählten ausfällt, denn dann wankt und

schwankt schon die Liebe, wie ein Waagezünglein, und neigt sich der sinkenden Neigung nach.

Es gab im Busen Ortolphs noch eine bessere Stimme, die ihm zurief, nicht so schnell und so ganz Herz und Sinn gefangen zu geben, seiner Schwüre, seiner guten und wahrhaft liebenswerthen Verlobten eingedenk zu sein, aber Ortolph war ein Jurist, er wußte diesen mahnenden Gläubiger zu beschwichtigen, indem er dessen Beschuldigungen abläugnete, und sich selbst täuschend, vorgab, seinen Pakt noch nicht gebrochen zu haben.

„Wohlgefallen an der Schönheit finden, ist noch keine Untreue," sprach zu der innern Selbstanklage der Selbstdefensor. „Ich werde gewiß Madelinen treu bleiben, wenn sie auch minder geistreich, minder schön, mit einem bessern Wort, minder herrlich ist, wie diese Frau. Madeline ist ein liebliches Veilchen, die Gilchheim eine prangende Sonnenrose; Madeline ist zum Lieben geschaffen, Jene aber, um angestaunt, um angebetet zu werden. Warum sollte ich nicht hier heiter die Genüsse der Geselligkeit hinnehmen, die mir Gunst und Laune des Schicksals bieten? Ich bin Mann, ich habe meine Grundsätze. Madeline bleibt mein, und bei mir steht es ja, wie weit ich

in ein Verhältniß mit der Räthin eingehen will; interessant wäre es doch, wenn ich als junger Volontair in Amors Heerschaar die alte Garde aus dem Felde schlüge, die den Thron der Schönheit hier bewacht und umlagert!"

Baue nur auf Deine Grundsätze, junger feuriger Mann! Grundsätze sind hohle Phrasen, Seifenblasen, Kartenpaläste, und ich traue allen Menschen, nur denen nicht, die sich mit ihren Grundsätzen brüsten, just so, wie einer, der Bankerott zu machen gedenkt, sich den Schein giebt, ein wohlhabender Mann zu sein.

3.

Madeline, die treue, edle Madeline saß daheim, dachte und schrieb an Ortolph, als eine ältere Freundin zu ihr kam; eine jener Allerweltsfreundinnen mit stets freundlichem Gesicht, die stets bereit sind, dem lieben Nächsten Böses nachzureden, und stets bereit, Neuigkeiten auszukramen, die Alles wissen, sich um Alles bekümmern, Alles durchhecheln, und die man mit einem richtig bezeichnenden Worte Klatschen

nennt. Eine solche Stadtklatsche kam zu Madelinen, und rückte nach einigen Begrüßungen und nach der ersten Tasse Kaffee mit einer neuen Neuigkeit heraus, indem sie zugleich einen Brief aus ihrem weitläuftigen Strickbeutel zog, und dem Mops ein Stück Zucker reichte, der in dem Strickbeutel Raum gefunden.

„Sehen Sie, liebes Madelinchen," begann sie: „aber Sie dürfen nicht böse werden, sehen Sie, man sollte nicht meinen, daß es menschenmöglich wäre, wenn's hier nicht schwarz auf weiß stände, aber so sind die Männer alle, ich sag's ja tausendmal, aber dem Herrn Referendar hätte ich's doch nicht zugetraut, nein, bei Gott nicht, ich hielt zu große Stücke auf ihn. Wahrhaftig, Madelinchen, Sie dauern mich, aber nehmen Sie sich's nur nicht so sehr zu Herzen; da hat der Amtmann Stören in S. einen Brief hierher geschrieben an den Hofrath Witzel, der hat ihn seiner Frau gegeben, und ich habe nicht eher geruht, bis sie mir ihn auf ein Stündchen anvertraut hat, nun hören Sie einmal zu, was der Amtmann schreibt!"

Madeline war todtbleich geworden, ihr Herz schlug

fast hörbar, sie zitterte leise und sprach kein Wort; sie hörte zu. Die Klatsche las:

„Das Neuste hier ist, daß der Referendar Ortolph, den die Herren in der Residenz mir auf den Hals geschickt haben, Gnade gefunden hat bei unsrer schönen Delila, der Räthin Gilchheim, obgleich er kein Simson ist. Sie hat allen ihren alten Verehrern den Laufpaß gegeben, und begünstigt ihn allein. Er ist ganz glückselig. Im Anfange that er bei mir sehr fest, meinte, ihn könne ein schönes Weib nicht berücken, er liebe bereits. Ich lachte darüber; die Räthin hat ganz Andre berückt, ihn scheint sie verrückt gemacht zu haben. Wer ist denn wohl seine Amata dort? Die Gute wird sich wohl trösten müssen; man glaubt hier, die Räthin werde ihn heirathen. Hübsch genug ist er, um ihr zu gefallen, und das Meiste zu dieser Amour trägt ohnstreitig sein Eingehen in ihre Lieblingsideen, sein wahrer oder erheuchelter Kunstsinn, bei; er malt und zeichnet mit ihr, er wird auch nächstens mit ihr auf der Liebhaberbühne agiren. Er ist auch davon ein großer Liebhaber. Wollen wünschen, daß die Herrlichkeit recht lange dauert!"

„Sehen Sie, mein gutes Madelinchen," fuhr

die Klatsche fort: „sehen Sie, der Amtmann ist selbst jaloux, er selbst — aber Du mein Gott! Was fehlt Ihnen denn? Herr Jesus! Mein Heiland!"

Madeline lag in Ohnmacht. Zu heftig hatten Schreck und tiefes, tiefes Liebesweh auf das arme unvorbereitete Herz gewirkt, es erlag dem Dolchstoß. Die Allerweltsfreundin schrie um Hülfe; Madeline erholte sich, sie sammelte ihre ganze Kraft, und sprach zu der Klatsche: „Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, für Ihre Güte, für Ihren Zartsinn! Fügen Sie noch die Freundlichkeit zu Ihrer Aufmerksamkeit, mir diese zu entziehen — verlassen Sie mich gefälligst — ich will allein sein!"

Die Klatsche raffte erbost Brief, Mops und Strickbeutel zusammen, und empfahl sich mit kurzem Knix und höhnischem Bedauern.

In Madelinen tobte ein furchtbarer Sturm, der nun auf das Heftigste ausbrach. Sie war immer engelsanft gewesen, die empfangene Nachricht aber wandelte ihre ganze Natur um. Ihre Augen blitzten wild umher, ihre Hände suchten nach etwas zu zerstörendem; ihr Puls schlug fieberhaft, sie hatte keinen Laut, keine Thräne, das Herz wollte ihr zerspringen. Endlich fand sie einen Gegenstand, den Brief, den

sie an Ortolph geschrieben, der voll warmer Liebesergießungen, voll zärtlicher Sehnsuchtsklagen, voll frommer und treuer Herzenswünsche war, und voll Aeußerungen liebevollen Vertrauens. In hundert Stücke zerrissen flog der Brief in die Stube. Dann setzte sie sich nieder, und schrieb einen neuen Brief, und dann noch einen. Sie waren nicht allzulang, diese beiden Briefe, aber sie waren leidenschaftlich; der eine war an den Referendar Ortolph und lautete so:

„In diesen Zeilen kommt Ihnen ein Lebewohl, das von Verwünschungen begleitet ist. Nicht etwa Verwünschungen Ihrer, nein, Sie sind solcher von mir nicht werth, sondern Verwünschungen meiner, die Ihnen glaubte, die ihren Himmel auf Sie baute, und ihr Glück, und Beides durch den schnödesten Verrath zertrümmert sieht. Selig, sagt die Schrift, selig sind, die da glauben! Ha, ich kann die Bibel Lügen strafen! Mein ganzes Leben war Glaube, jeder meiner Pulsschläge Glaube und Vertrauen, und ich bin die Unseligste! Sprach nicht ein Mann zu mir, noch vor so kurzer Zeit: „Vertrauen allein kann Dir frommen! Vertrauen ist ein Himmelsbalsam auf Trennungswunden!" Ha, des elenden frechen Heuch-

lers, der das sprach! Ha, des verachtungswerthen Lügners! Ha, der wahnsinnigen Thörin, die das für Wahrheit nahm! Verflucht sei der Tag, der mich für Sie empfinden lehrte, verflucht jede Wonnestunde in Ihrer Gegenwart, verflucht die Schlange, die mit Paradiesesfrüchten der Sinnenlust Sie verlockt; möge diese Schlange sich in den Cherub meiner Rache, in eine Furie verwandeln, und Sie selbst aus dem erträumten Eden treiben; oder — sein Sie glücklich, recht glücklich, ich wünsche Ihnen das von ganzer Seele; ja noch mehr wünsche ich Ihnen, mögen die Nattern eines bösen Gewissens Sie nie foltern! Noch mehr, ich will recht engelgut sein, wie Sie so oft mich nannten, ich will für Ihr Glück beten, aus der Fülle meines ganz zerrißnen Herzens will ich Wünsche und Bitten für Ihr Glück zum Himmel senden, nur die einzige Gunst bitte, flehe ich von Ihnen, sagen Sie nie, nirgend und Niemand, daß Sie jemals von mir geliebt worden seien.

Madeline."

Der zweite von Madelinens Briefen war an die Räthin Gildheim, und sein Inhalt wörtlich folgender:

„Nennen Sie es etwas keck, finden Sie es viel-

leicht gar ein wenig anmaßend, schöne Schlange, daß ein Mädchen, ein Mädchen sage ich, nicht etwa eine Buhlerin oder Coquette, es wagt, den Ihnen so lieben bon ton zu verletzen, und Ihnen in das schamlose Gesicht zu sagen, was hinter Ihrem Rücken alle Welt laut und unumwunden sagt, daß Sie eine Nichtswürdige sind! Erröthen Sie wo möglich zornig unter Ihrer Schminke über diese Hinwegsetzung aller Rücksichten, und alles Schicklichen von meiner Seite, ich frage nichts darnach, aber es drängt mich, selbst auf die Gefahr hin, für wahnsinnig gehalten zu werden, Ihnen zu sagen, daß ich Sie über alle Maßen verachte! Aber nicht wahr, gute Frau Räthin, Sie sind nicht böse über mich, ich bin ja nur ein albernes leicht bethörtes Mädchen, lachen Sie mich aus, tüchtig aus, Herr Ortolph kann Ihnen dabei helfen, ja lachen Sie mit einander. Ich höre, Sie unterhalten ein Liebhabertheater, und da empfehle ich Ihnen den Herrn Referendar angelegentlichst, sowohl als Liebhaber als auch als Comödiant. Er hat mit mir als solcher sehr gut gespielt, und ist gewandt in diesem Rollenfach. Sollten Sie einmal in einem Trauerspiel eine Ophelia brauchen, das ist eine Rolle, die ich jetzt einstudiere, da will ich bei Ihnen gastiren.

Ja, verehrte Frau Räthin, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn diese Zeilen Sie incommodiren sollten; decken Sie mein Vergehen und meine Offenheit mit Ihrem weiten Mantel der Liebe zu, meine Viel-Geliebte, und freuen Sie sich recht lange des Triumphes, durch die Höllenkünste Ihrer schnöden Coquetterie ein Mädchen um ihren Bräutigam, um ihren Glauben an Liebe und Treue, um ihr Erdenglück und ihren Himmel gebracht und betrogen zu haben, die sich nennt

Madeline Roden."

Still, mit furchtbarem Ernst, siegelte und adressirte Madeline diese Briefe, und sandte sie zur Post. Noch hatte sie keine Thräne vergossen, jetzt sank sie todtschwach auf ihr Sopha, und jetzt brach sich ihr ungeheurer Schmerz in eine Thränenfluth, die nun mit gleicher Heftigkeit ihren sanften schönen Augen entstürzte, als vorhin ihr Schmerz stürmisch und herzzermalmend gewesen war. Aber die Thränen übten bei Madelinen ihre heilige Kunst, Schmerzen zu mildern, nur wenig. Verzweiflung ist ein unbändiger Riese, der immer neue Kraft gewinnt, wenn er den Schmerz, seine Mutter berührt, und selten kommt ein Herakles, der ihn mit gewaltigem Arm über die

Erde emporhebt. Oft sind Thränen der Wunderquell in der Schaale Hygieia's, oft aber auch die Fluth im Danaidenfaß, fruchtlos vergossen, und unwirksam.

4.

Auf dem Liebhabertheater in S. war Hauptprobe. Houwalds Heimkehr, damals kaum erschienen, sollte gegeben werden. Die Räthin Gilchheim hatte die Parthie der Johanna, Ortolph, der sich mit Vorliebe für tragische Rollen interessirte, die des Dorner. Er stand eben auf der Bühne, und recitirte den Monolog: „Der beste Friedensstifter bleibt der Tod!" als ein Diener zwei Briefe brachte, einen an die Räthin gab, und einen an Herrn Ortolph schweigend auf den Soufleurkasten legte. Die Räthin stand in der Coulisse, und erbrach den ihren; sie hatte Zeit zum Lesen, Ortolph sprach langsam, mit tiefer Empfindung, begeistert von der Gegenwart seiner schnellgewonnenen liebenswerthen Freundin, die hinwiederum mit voller Theilnahme und Zufriedenheit mit seiner Leistung auf ihn geblickt hatte, im blühenden Ange-

sicht jene Freudigkeit, die gelungene Erwartungen und befriedigte Wünsche ausstrahlen machen, aber jetzt wurde, beim Lesen des Briefes das blühende Angesicht bleich und wieder roth, und wieder bleich, und die schönen Hände zitterten, und aus den Wunderaugen stürzten zwei heiße Thränen, und aus dem zarten lieblichen Munde stahl sich das gepreßte Wort: „Unerhört!" Mühsam rang die schöne Frau nach Fassung. Mit einem Blick voll Wuth und Wehmuth zugleich sah sie auf Ortolph, der so eben die Worte seiner Rolle sprach: „Zerreiß das Band, womit er sie gebunden!" „Ja," sprach sie bebend in sich hinein: „Ja, ich will das Band schnell zerreißen!" Sie verließ die Bühne, sagte zu den Mitspielenden: „Ich muß mich entfernen, bin unwohl, sagen Sie dem Soufleur, er möge die paar Worte meiner Parthie lesen!" — und zog sich in ihr Zimmer zurück. Dort las sie noch einmal den Brief Madelinens.

Unterdeß hatte Ortolph-Dorner den seinigen an sich genommen, und als er Madelinens Hand erkannt, ihn eingesteckt, von einem unruhigen Gefühl ergriffen, die vorgeschriebene Pause dauerte etwas zu lang, schon sah sich Ortolph nach den Mitspielenden um, als diese eintraten, ohne die Räthin, und das

junge Mädchen, das die Parthie der Maria hatte, sagte zu dem Soufleur: „Sie möchten die Güte haben, die Rolle der Frau Räthin zu lesen; sie ist unwohl geworden und hat sich entfernt.“

„Unwohl?!“ fuhr Ortolph von seinem Sessel erschrocken auf. „Lassen wir dann die Probe! Es geht ja gut, und ging schon gestern, auch können wir die Schlußscene vor der Darstellung noch einmal probiren!“

Die Mitspielenden waren den Vorschlag zufrieden, und Ortolph eilte nach dem Zimmer der angebeteten Herrin, aber die Kammerjungfer trat ihm entgegen und sagte: „Die Frau Räthin könne Niemand sprechen.“

Bestürzt ging Ortolph hinweg. In seiner Wohnung angekommen, las er Madelinens Brief, dessen Inhalt ihn furchtbar erschütterte. Wie vernichtet stand er, wie angedonnert vom Schreck und dem eignen schuldvollen Bewußtsein. „Madeline! Gott! Ist es denn möglich?“ rief er aus. „Welche furchtbare Leidenschaftlichkeit! Und ich? O, ich muß mich selbst verachten!“

Ortolph war nicht lange allein, seinen wartenden Gedanken überlassen, als der Bediente der Räthin

ein Billet brachte, und mit den Worten: „Antwort brauche ich nicht," wieder ging. Als Ortolph öffnete, fiel ihm Madelinens Brief in die Hand. Er erkannte ihre Schriftzüge und erschrak, die Räthin schrieb: „Ich wußte nicht, Herr Referendar, daß Sie im Tollhaus der Residenz zarte Bekanntschaften haben, aus dem Inhalt des beiliegenden Briefes muß ich das jedoch schließen, woraus zugleich einleuchtend hervorgeht, daß Ihnen der Zutritt zu mir und in mein Haus fürder verschlossen bleiben muß. Bewahren Sie die beigeschlossene Probe einer feinen und gesitteten Schreibart als ein Andenken an meine Freundschaft für Sie, für die ich auf so beispiellos empörende Art gezüchtigt werde, und kehren Sie reuig in die Arme Ihrer — Ophelia zurück, zu dem Mädchen, um das ich Sie nicht beneide, dem ich Sie nicht abspenstig mache, und sagen Sie der Trefflichen, Gefühlvollen, ich schickte ihr durch Sie ihren Brief, ihren Bräutigam, ihr Erdenglück und ihren Himmel zurück.

G."

Lautlos sank Ortolph auf sein Sopha, sein Mund versagte ihm sogar den Ausruf des Erstaunens; es lag auf seiner Seele die Last einer Welt und er

wünschte, daß sich die Erde öffnen möge, ihn zu verschlingen, daß die Mauern des Hauses zusammenbrechen möchten, ihn zu begraben. Vernichtung wünschte er sich, aber sie ward ihm nicht, und die Mauern blieben fester als sein treuloses Herz, und die Erde hatte kein Verlangen danach, einen unwürdigen Mann zu verschlingen. Wie grimmigerbitterte Dämonen stritten in seiner Seele die Gefühle der Scham und der Wuth miteinander, und da war kein Trost, der sonst willig den Leidenden naht, keine sanftflüsternde Stimme der Hoffnung, daß es besser werden könne. Den in traurigen Lebensnächten Umirrenden bleibt doch meist noch eine lichtvolle Bahn, der Weg zum Herzen Gottes durch frommes Gebet, aber ein Treuloser kann nicht beten, der Himmel schließt sich vor ihm, wie sein falsches Herz dem Himmel sich verschloß. Es erwachte in Ortolph nun das Bewußtsein seines großen Vergehens, dann aber die Reue und endlich der Wunsch, das, was er gethan, ungeschehen machen zu können, und daß ihm Madeline vergeben möge. So düstern und gramvollen Gedanken hingegeben, faßte er einen raschen Entschluß. Er sandte dem Amtmann Stören einige Zeilen, in denen er um Urlaub bat; ersuchte den

jungen Felber, seinen Stellvertreter in der Gerichtsstube zu machen, und miethete ein Pferd. Als gegen Mitternacht der Mond aufging, fand er schon den einsamen Reiter auf dem Wege nach der Residenz. —

Die Heimkehr von Houwald wurde auf dem Liebhabertheater der Frau Räthin Gilchheim in S. nicht aufgeführt, da etwas dazwischen gekommen. Die Räthin selbst erschien ihrer Umgebung verstimmt, diese Verstimmung aber schien in der Abwesenheit des Günstlings Grund und Entschuldigung zu finden. Sogar in dem Casino fehlte die schöne Frau, und denen, die sie besuchen durften, wurde klar, daß ein Schmerz sie beherrschte, den sie vergebens zu besiegen suchte. Ihre sonst so lichten und freundlichen Augensterne glänzten jetzt nur durch Thränen, und ihr lebhafter Witz, obgleich nicht ganz unterdrückt, schien doch durch Kummer gedrückt, das Feuer ihres Geistes durch einen leisen Anflug von Schwermuth gedämpft.

Der Amtmann Stören besuchte sie auch; er blieb lange bei ihr, und als er von ihr ging, lag auf seinem sonst nicht freundlichen Gesicht ein Lächeln, das von innrer Freude zeigte, halb triumphirend, halb pfiffig aussah, und von denen richtig gedeutet wurde,

die, es gewahrend, meinten, er müsse sich wohl einer besondern Gunst zu erfreuen gehabt haben. —

Mit hochklopfendem Herzen, angstgepeinigt, sinnend auf Entschuldigungen und zagend vor dem Empfange betrat Ortolph Madelinens Wohnung, unschlüssig, ob er sich solle anmelden lassen, oder rasch zu der Zürnenden eintreten und ihre Verzeihung erflehen. „Lasse ich mich melden, und sie weißt mich ab, so stehe ich beschämt vor ihrer Magd," sprach er zu sich selbst: „darum geradezu, gehe es nun, wie es gehe." So ging er leise, zufällig von Niemand gewahrt, bis an ihr Zimmer, lauschte, hörte nichts, klopfte leise an, vernahm kein Herein! und öffnete nun sacht die Thüre. Ein flüchtiger Blick in die ihm so wohlbekannte Stube belehrte ihn, daß sie zum Krankenzimmer geworden. Ein Bette stand darin, ein Tisch mit Arzneigefäßen daneben. Ortolph schlich näher. Madeline lag in dem Bette, sie war sehr bleich, ihre Züge verändert, der Gram hatte sie gebleicht, der Schmerz hatte in dem sonst so holden Antlitz seine traurige Verwandlungskunst geübt. Madeline schlief. Ortolph kniete an ihrem Lager nieder, und blieb still, kaum wagte er zu athmen. Hoffend lag er vor der unermeßlich schwer Beleidigten, und

fürchtend zugleich. Mußte sie ihn nicht hassen? Und war es nicht sein Werk, daß er sie so fand? Und konnte nicht sein verhaßter und unvorbereiteter Anblick sie schrecken, und noch kränker machen? Konnte nicht ihre Heftigkeit eine Scene herbeiführen, die für sie verderblich, für ihn beschämend und peinigend sein mußte? Alle diese und noch mehr bange und ängstliche Fragen durchzitterten sein Herz, da regte sich die Kranke, und schlug mit einem tiefen Seufzer die schönen, jetzt verweinten Augen auf.

„Madeline! Meine Madeline!" rief leise und flehend Ortolph, während sie ihn erblickend, schnell eine Hand auf die Augen legte, und mit der andern eine abwehrende Bewegung machte.

„Madeline!" bat er wieder. „Sieh mich an, es war ja Alles nur ein böser Traum, und ich bin bei Dir, und bin Dein bis in den Tod, und keine Macht, als diese, soll mich von Dir trennen!"

„War es — ein Traum?" fragte sie schwach. „Dann habe ich" — fuhr sie fort: „Alles verträumt — Leben — Liebe — Glück, und bin an diesen Dingen — eine Bettlerin!"

„Beruhige Dich, meine einzig theure Madeline!" bat Ortolph. „Ich bin hier, um Dir Alles zu be-

kennen! Man hat Dich getäuscht und mich verleumdet! O sieh mich mild und verzeihend an, und ich bringe Dir Liebe, Glück und Leben wieder mit."

„Das ist schön von Dir" — nahm sie das Wort, und lächelte dazu, fast wie wahnsinnig: „aber eins hast Du vergessen, Ortolph! — Wenn Du nur — die Treue nicht vergessen hättest!"

„Madeline! Ein Bereuender, ein schmerzvoll Büßender, liege ich hier vor Dir!" erwiederte Ortolph. „Vergieb mir, und meine Liebe soll Dir tausendfach ersetzen, was Du gelitten! Stößest Du mich von Dir, hart, grausam und unerbittlich, dann schwöre ich Dir, dann endet der Tod von eigner Hand meine Pein und ein Leben, das mir nichts gilt ohne Dich, das mir eine Last ist ohne Dich!"

„Schwöre nicht, Ortolph!" mahnte die Kranke leise: „Du spielst mit Schwüren! — Behalte Dein Leben — laß mir den Trost zu sterben, und wenn Deine Reue — aufrichtig ist — dann will ich sterbend — Dir verzeihn!"

„Engel voll Liebe!" rief Ortolph: „Du sollst leben und mich beglücken! Du sollst mir lebend vergeben, nicht sterbend!"

„Ortolph!" sprach die Kranke matt, doch mild und ruhig: „Ortolph! Wie Du mich gekränkt, was ich gelitten habe durch Dich, das wird kaum ein ganzes Leben voll Liebe zu sühnen im Stande sein! Du hast mich grenzenlos elend gemacht! Meine Gesundheit, meine Jugendblüthe hast Du gemordet, meinen Glauben an Tugend, Wahrheit und Glück zerstört, denn ich hatte ihn ja auf Dich — auf Deine Treue gebaut! Hin ist hin! Nie kann ich Dich wieder lieben, wie zuvor! Nie werde ich mich wieder, auch wenn ich nicht sterbe, des Lebens erfreuen! Ach, Ortolph, und ich liebte Dich so heiß, so warm und wahr — ich liebte Dich zu sehr — darum hat mich der Herr gezüchtigt, denn Gott vergaß ich über Dich — da ließ er Dich meiner vergessen!"

Madeline sprach diese Worte sanft und leise, und ihre zarten Züge belebten sich nur wenig durch ihr Sprechen, sie glich einer Verklärten. Ortolph vermochte nicht, ihr zu antworten. Heiße Thränen der Reue, des Schmerzes und der Liebe strömten aus seinen Augen, und er barg sein Haupt in die Decke von Madelinens Lager. Und es blieb lange still bei den Beiden.

Die Liebe trägt, die Liebe duldet Alles, eben um

der Liebe willen. Madeline richtete sich empor, ein weinender Seraph. Ihr Blick flog himmelan, als ob ihre Seele Rath und Kraft von Gott erflehe. Aus der Höhe kommt immer das Beste. Der Friedensstern in der Erdennacht, die Religion des Heilands predigt Versöhnung; der Glaube lehrt uns, daß Gott den Sündern vergebe. Auch der Mensch soll sein Herz nicht verhärten, auch die schwerste Kränkung verzeihen! Je größer und schmerzvoller der Kampf, je größer auch die Gottähnlichkeit, nach der wir streben sollen. Madeline kämpfte, und die Liebe siegte. Sie neigte sich über Ortolphs Haupt; sie flüsterte: „Ich verzeihe!" Selig küßte er von ihren Lippen den Kuß der Versöhnung. Da sank sie mit brechenden Augen zurück.

5.

Aus den Fesseln der Ohnmacht hatte Ortolph seine Madeline wieder wach geküßt, in ihre Hand aufs Neue Treue gelobt, und die holde Gebeugte richtete sich wieder auf an der Säule des Vertrauens. Die Fülle der Liebe in einem Frauenherzen ist uner-

meßlich, und es verzeiht gern, weil aus der Versöhnung neue Liebe geboren wird.

In der Stadt S. gab es zwei große Neuigkeiten, welche nicht wenig Staunen und Verwunderung bei den Einwohnern erregten. Die eine war, daß der Referendar Ortolph Bräutigam sei mit einem jungen Mädchen in der Residenz, und dieses nächstens als junge Frau nach S. bringen werde, und diese Nachricht war, nach dem, was man wußte, allerdings auffallend und unglaublich. Noch auffallender und unglaublicher aber war die zweite Neuigkeit, daß die Räthin Gilchheim dem Amtmann Stören ihre Hand reiche. Und ehe vier Wochen vorüber waren, hatten sich beide bestätigt. An dem Tage, an welchem Ortolph seine junge Gattin in seine freundlich eingerichtete Wohnung zu S. einführte, wurde Stören mit der Räthin getraut.

Die Schicklichkeit verlangte unbedingt, daß der Referendar mit seiner Gattin dem Amtmann persönlich den Besuch machte, und diesen Besuch nicht anzunehmen, wäre nicht minder von Seiten des Amtmanns und der Amtmännin indecent gewesen, aber mit welchen Gefühlen Madeline und ihr Gatte jene Schwelle überschritt, mit welchen Gefühlen die Amt-

männin das junge Paar empfing, dies muß leichter zu empfinden, als zu schildern sein, denn der Erzähler vermag Letzteres nicht. Bleich und streng und dennoch schön, wie eine Juno, stand die Amtmännin mitten in ihrem Prunkzimmer, um steif und förmlich die Besuchenden zu empfangen. Sie hatte allen ihren Stolz, alle imponirende Hoheit ihres Wesens herbeigerufen, und alle ihre Festigkeit, um ruhig der Frau gegenüber zu stehen, die ihr eine Quelle von Pein geschaffen, von welcher kein Mensch, am wenigsten ihr Mann, eine Ahnung hatte. Grausam führte die Erinnerung, die so hold sie ist, auch zur Erinnys werden kann, ihrem Gedächtniß die Stunden des Glücks in Ortolphs Armen, und die Stunden der Schmach vorüber, und mit glühenden Transparentfarben stand Wort für Wort jenes Briefes, den Madeline Roden an sie geschrieben, vor ihrem Gedächtniß. Und diese Roden hieß jetzt Ortolph, diese Roden hatte den Namen errungen, den zu tragen die reizende Frau sich glücklich gefühlt hätte. Und diese Ortolph sollte sie nun begrüßen.

Madeline zitterte am Arm ihres Gatten, als sie eintrat, auch sie war bleich, denn Schmerz und Krankheit malen nicht mit Rosenfarben die Angesichter de-

rer, die ihnen verfallen, auch sie gedachte jenes Briefes, den eine Leidenschaft diktirt, die sie mit Dämonengewalt übermannt hatte, und sie bereute ihn, aber was half nun ihre Reue? Daß ihr die Amtmännin nie vergeben könne, und nie vergeben werde, war gewiß, und konnte Madeline ihr vergeben? Hatte sie nicht mehr als Höllenpein erduldet um ihretwillen. So grüßten sich die Frauen, jede einen Dolch im Herzen, den Dolch des Hasses. Der Amtmann reichte Ortolph die Hand, und sprach: „Willkommen, Herr Referendar! Wir sind Beide fast zu gleicher Zeit unter Hymens Fahne getreten, Sie wünschen mir Glück, ich Ihnen!"

Madeline neigte sich vor der Amtmännin, sie vermochte kein Wort zu stammeln. Die stolze Frau weidete sich an ihrer Verlegenheit, endlich sagte sie: „Ich sehe Sie erfreut glücklich, Sie haben den Himmel wieder, und meines Antheils sind Sie gewiß, ich wünsche Glück!"

„Ich danke Ihnen, Frau Räthin!" erwiederte Madeline gepreßt, sah aber die Amtmännin fest und ruhig an, ob diese wohl im Verlauf der Rede ferner auf das Frühere unzart hindeuten werde. Dieser volle und schuldlose Blick eines Weibes, das seine

Würde kannte, verwirrte die stolze Frau, und sie unterließ eine zweite Bitterkeit. Nur ganz gleichgültige Dinge bildeten den Inhalt des Gespräches während des kurzen Besuchs; als sich das junge Gattenpaar empfohlen, ging die Amtmännin in ihr Cabinet, ihrem Mann einige Zornesthränen zu verbergen, mit denen sie das Grab verfehlter Wünsche bethaute. „Also diese war sein Kleinod!" knirrschte sie. „Also dieser schmächtigen Schmachtlampe mußte ich weichen, von dieser mich mit Füßen treten lassen? Um dieser willen meinen Lebensfrühling mit dem Herbst kopuliren? Und darf ihr meinen Grimm und meinen Haß nicht in's Angesicht sprudeln? Nein, das darf ich nicht, denn zeige ich ihr Haß, so ehre ich sie zu hoch, und sie kann dann im Stillen über mich triumphiren. Aber meine Verachtung will ich mit meinem Haß vermählen, und sie soll meine haßvolle Verachtung fühlen, so lange Eine von uns Beiden das Leben hat, so wahr ich selbst es habe! Ach, Ortolph, warum mußtest Du Flammen in meine Brust werfen, die nur der Tod auslöscht, wenn er sie auslöscht? In der Seele brennen sie, und die Seele ist ja unsterblich. So werde ich die verzehrende Gluth in mir nähren mit dem Leben, und sie mitnehmen

müssen in das Jenseits! Ha, jetzt fange ich an, die Ammenmährchen von ruhelosen Geistern für wahr zu halten, und ich selbst werde ein Solcher sein — vielleicht bald!"

So gemartert von Haß und von Liebe sprach das schöne glühende Weib mit sich selbst, eine Hölle im Busen, und das Verbrechen, denn sie liebte ihren Gatten nicht, alle ihre Gedanken flammten noch immer verbrecherisch nach Ortolph hin. —

„Gott sei Dank!" seufzte aus voller Brust, wie ein erlöster Geist, Madeline, als sie die Wohnung des Amtmanns verlassen hatten. „Nie, mein Ortolph," bat sie, „führe mich wieder über diese Schwelle, zu diesen fürchterlichen Menschen. War es mir doch, als denke dieser Amtmann, indem er mich so vornehm lächelnd und marterndhöflich empfing, bei sich selbst: „Das ist also die Gute, die der Herr Referendar erkoren!" Ich kann seinen Brief nie vergessen!"

„So wird es seiner Frau auch mit dem Deinen gehn, liebe Madeline!" erwiederte lächelnd ihr Gatte. „An ein freundschaftliches Verhältniß mit diesem Paar wird von unsrer Seite nie zu denken sein!"

Ortolph hatte Recht. Er und seine Gattin mußten im Verlauf der Zeit manche Kränkung, manche

Zurücksetzung fühlen, und Beide brauchten nicht zu suchen, woher die Pfeile kamen, die unversöhnlicher Haß nach ihrem häuslichen Glück schoß. Oft auch traf es sich, daß er der Amtmännin ansichtig wurde, wenn er in das Amt ging, und sie auf dem geräumigen Vorsaal beschäftigt war. Nie sprach sie ein Wort mit ihm, nie redete er sie an, aber ihre Blicke folgten ihm verlangend nach, und mancher schmerzvolle Seufzer verhallte in dem alten Mauergewölbe des Saales. Die reizvollen Blüthen, die sie so zauberisch geschmückt hatten, welkten ab, sie wußte und fühlte das tief. Liebesgram versteht sich nicht auf die Pflege der Schönheitsblüthen, er ist ein melancholischer Gärtner, der alle seine Blumen auf Gräber pflanzt. Der Amtmann Stören war gar nicht geschaffen, ein Weib zu beglücken, am wenigsten ein Weib, wie das seine, das von des Lebens übervollem Fruchtbaum schon die süßlockendsten Hesperidenäpfel gepflückt, und sich in des Glückes Nektartränken berauscht hatte. Die Jugendgewohnte konnte den Mann von vierzig Jahren nicht beglücken, der nicht mehr schwärmte, und was das Schlimmste war, nie geschwärmt hatte, da er zu so süßen Tändeleien weder im Corpus Juris noch in den Pandekten eine Anleitung

gefunden, noch in seiner eignen kalten Juristenbrust eine lebendige Anregung. Als sie nun auch in der zweiten Ehe nicht gefunden, was sie ersehnte, da begann sie noch einmal, in heitern und geselligen Cirkeln die buntfarbigen, wenn auch etwas verwischten Sylphenschwingen ihres Geistes zu entfalten, und wob um junge Männer, die sie mit dem lockenden Zauber ihrer süßen Rede bethörte, die Netze der feinsten Verführung, eine listenreiche Arachne. Der junge Felber war Ortolphs Freund geworden, aber der treuen Warnungen und Abmahnungen des Freundes ungeachtet, fiel auch Felber in die Schlingen der Amtmännin. So noch Mehrere. Ihr Ruf litt, aber mehr als ihr Ruf litt sie selbst in verzehrenden Kämpfen mit sich selbst, ihren heftigen Gefühlen und mit dem Gatten, der nicht so blind war, sein Schicksal nicht klar zu durchschauen, wohl aber kalt und stoisch genug, es zu ertragen, wenn es auch bisweilen Auftritte gab, die nicht geeignet waren, die entzweiten Gemüther wieder zu befreunden.

Dagegen erblühte Madeline wieder hold und lieblich, von ihrem Gatten zärtlich geliebt, und ob sie gleich Frau war, glich sie immer noch, und durch eine Reihe von Jahren, einem schönen Mädchen.

Sie war Mutter von zwei blühenden Kindern geworden, was das Glück der Gatten erhöhte. Ach, eben ihr Glück war in den Augen ihrer Feindin Madelinens größter Fehler, der ihr nimmer verziehen wurde. Liebe und Achtung vieler Einwohner in S. entschädigten das Paar für den Haß, den es von einer Parthei empfinden mußte, noch mehr entschädigte das Selbstgefühl, das ihnen die Tugend verlieh. Mag es Menschen geben, denen die Tugend ein leerer Wahn ist! Die Hohe geht lächelnd und verzeihend an ihren Verächtern vorüber. Das Glück des Lebens wird nur durch sie gewonnen, mindestens verdient, und wenn des Geschickes Stürme die Sonnentempel des Glückes niederstürzen, und wenn Haß und Verfolgung zerstörend einbrechen in die Friedenswohnungen, die Tugend fällt nicht unter dieser Bilderstürmer roher Hand, weil sie kein Götzenbild ist, sondern ein unsichtbarer Gott, der in dem Herzen seine geweihten Altäre hat.

6.

Es waren nun Jahre vorübergegangen, und manches war anders geworden in dem Leben der

Personen, von denen wir erzählten. Der Amtmann Stören war todt, seine Wittwe kränkelte schon lange, ihr Siechthum schien unheilbar. Die schönen Tage, in denen sie die Krone der Feste, die Sonne der Schönheit, die Seele der Gesellschaft und der Gegenstand der Tagesgespräche gewesen war, gehörten jetzt der Erinnerung an, die sich unabläßig der Zeit bemächtigt, und aus ihren Zauberspiegeln die Bilder der Vergangenheit in die Gegenwart wirft.

Im Lauf der Zeit war der Referendar Ortolph Gerichtsassessor, dann Amtssecretair, und dann nach Störens Tode Amtmann in S. geworden, und Störens Wittwe, wieder in ihrem eignen Hause wohnend, mußte in der Wohnung, in welcher sie unglücklich gelebt hatte, jenes Paar glücklich wissen, das sie haßte, und immer haßte, eben weil es so glücklich war. Ach, es war kein gemeiner Haß, der sie erfüllte, es war ein Haß, der sie selbst unglücklich machte, und an ihrem eignen Herzen zehrte, jener marternde Gedanke: Du hättest glücklich, Du hättest selig sein können, wenn jener Mann, den Du so aufrichtig und hingebend geliebt, minder treulos, oder — minder treu gewesen wäre! Es gehört mehr als Seelenstärke dazu, ruhig auf ein verfehltes Leben

hinzublicken, und denen nicht zu fluchen, die die Schuld tragen, daß wir Dornenkronen hinnehmen müssen, wo Andre sich mit den Rosenkränzen schmükken, die für uns blühten, sei nun jene Schuld eine wahre, oder eine nur von uns vermeinte. Seelenstärke besaß die Wittwe Stören, aber die Seelengröße fehlte ihr. Oft, wenn sie so einsam auf ihrem Krankenlager über Zeit und Geschick nachdachte, kamen ihr die Gedanken: „wird denn nie das Glück, das mir treulos geworden, auch Jenen treulos werden? Wird es nicht müde werden, Jene mit Lebensfreuden zu schmücken? Ihre Kinder wachsen heran, blühend in Kraft und Gesundheit, junge Zweige voll Hoffnungen am Baume ihres Glückes! Ich bin kinderlos! Wird nie Krankheit den Mann oder die Frau auf das Siechbett werfen? Ich bin todtkrank! Wird nie der Tod kommen, ehe er zu mir kommt, und das Band zerreißen, das Jene zusammenhält? Ich bin eine Wittwe! Ich habe meinen Mann oft aufgebracht gegen Ortolph, gegen mein innres beßres Gefühl, daß er ihm Amt und Leben erschwerte, und Säure in den Honigbecher seines Glückes goß — und Jener trug es still, that seine Pflicht, stieg in der Gunst seiner Vorgesetzten, und ward meines

Mannes Successor. Ich habe ihn und seine Liebe verhöhnt, in meinen Cirkeln, ich habe versucht, ihn und seine Frau lächerlich zu machen, ich habe ihnen Widersacher geworben in dieser Stadt, und welche Früchte trug es mir? Ortolphs sind geliebt und geachtet, ich bin vergessen — verlassen — wenn ich aus Milde gegen mich selbst nicht sagen will — verachtet. Jene Huldigungen, die ich empfing, jene Liebesschwüre, jene Freudenstunden, Alles, Alles ist hin! Ach, ich habe getändelt und gespielt mit Liebe und Ehre! Einer, nur Einer hätte mich beglückt, und hätte er gewollt, so wäre ich das tugendhafteste, das seligste Weib der Erde geworden! Fluch mir und ihm, daß es nicht so ist, daß er jene Liebe, die mich zum Himmel erhob, als eine Verirrung betrachtete und — bereute! Bereute, von mir geliebt, von mir beglückt worden zu sein. Das, das ist das Marterschwert, das über meinem Haupte hängt, das ist das Gift, das mir mein Herz zerfrißt, die Aqua Toffana, die mich langsam auflöst!"

Auch dem Glücklichen naht das Unglück, wie der Wettersturm einer Segensflur. Denen, die es nicht frühzeitig trifft, naht es am Mittag: Manchem zieht es am Abendhimmel herauf, und bringt ihm gleich

die schauervolle Todesnacht mit. Wir haben glücklichen Greisen noch an Kindersärgen das Herz brechen sehen, und haben gesehen, daß Freudenhäuser, wo alle Lebensengel: Freundschaft und Liebe, Treue und Glück, ihre Blüthenthrone aufgeschlagen hatten, zu Trauerhäusern wurden, und öde standen, außer, daß etwa gleich abgeschiednen Geistern, eine grambelastete Wittwe, ein bleicher einsamer Mann in dunklen Gewändern durch verwaiste Gemächer irrte.

Madeline saß eines Nachmittags an ihrer häuslichen Arbeit, ihre junge zehnjährige Tochter bei ihr, der noch jüngere Knabe war in der Schule; der Amtmann war in Geschäften weggeritten, sie durfte seine Heimkehr bald erwarten. Sie ahnete nicht, die Aermste, daß während sie mit liebender Seele ihrer Tochter Lehren der Tugend und Rechtlichkeit gab, und ihr des Vaters Leben als Muster aufstellte, daß ihr schon ein dunkles Loos gefallen.

Hufschlag schallte; im Galopp schien ein Reiter zu nahen. „Jetzt kommt der Vater!" rief die Tochter freudig. „So schnell?" fragte die Mutter — und behielt nicht Zeit, die Rede fortzusetzen, denn angstvoll kreischte die Tochter auf und mit tödtlichem Schreck stimmte Madeline in des Kindes Jammerruf. Wohl

war es des Amtmanns Roß, das schnaubend und schaumbedeckt in den Hof brauste, aber — der Reiter saß nicht darauf, der Zaum war zerrissen, blutbesprützt des Pferdes Unterleib, in dem einen Steigbügel hing ein Stiefel, und viele Leute eilten schreiend hinter dem Thiere her, das heftig schnaubend am Stalle still stand. O hätte doch auch in diesem Augenblicke Madelinens Herz still gestanden! Sie eilte nach dem Hofe, aber sie erreichte ihn nicht, und stürzte ohnmächtig in der Flur nieder. Verzweifelnd schrie die Tochter um Hülfe, und Geschrei, Verwirrung, Entsetzen füllten bald das ganze Amthaus. Eine Scene, die zu grausenhaft war, als daß wir sie ausmalen möchten.

Als nach mühvollen Anstrengungen der herbeigeeilten Aerzte Madeline wieder aus ihrer Ohnmacht erwachte, ach, zu welchem Bewußtsein! da trugen stille Männer ihren leblosen Gatten herein, in blutige Laken gehüllt, furchtbar entstellt, furchtbar zerschmettert. Das vom Stich einer Hornisse halb toll gewordene Roß hatte ihn abgeworfen, geschleift, getreten, bis der gebrochene Fuß aus dem Stiefel fuhr, der sich mit dem Sporen im Bügel fest gehakt, und das wilde Thier von dannen rannte, während der Unglückliche verblutend liegen blieb. Ach, und auch ihn, den dem sichern Tode An=

heimgefallenen, rief der Aerzte grausame Kunst und Pflicht wieder in das martervolle Leben zurück. Sein Bewußtsein kehrte wieder, mit ihm die unsäglichsten Schmerzen, die Sprache nicht. Madeline lag in furchtbaren Krämpfen, und es war, als stehe der Tod im Hause, weide sich an der Quaal seiner Opfer, und zögere, oder wisse nicht, welches er zuerst hinwegnehmen solle; die armen Kinder lagen vergebens auf den Knieen, mit Jammer und Thränen den Himmel bestürmend, und es war zweifelhaft, ob man das Leben oder den Tod für beide Gatten von dem ewigen Lenker der Geschicke erflehen solle. Die ganze Stadt erschütterte dieser Unglücksfall, und allseitig äußerte sich die unverkennbarste Theilnahme.

Als die Schreckenskunde auch zu der Wittwe Stören drang, war es ihr, als würde ihr durch das eigne Herz ein Dolch gestoßen, und die Nachricht griff sie nicht nur geistig, auch körperlich wie eine kalte Dämonenhand an. Sie fühlte sich von ihrer Krankheit mit erneuter Heftigkeit angefallen, fühlte ihr Ende nah. „So ist es erfüllt!" sprach sie zu sich selbst, als sie allein war: „So ist es erfüllt, was ich mit frevelhaften Wünschen zu ersehnen wagte; so ist das Glück zertrümmert, auf das ich neidisch blickte, so ist der Jammer über sie hereinge-

brochen, der meinem Haß immer zu lange ausblieb! Und bist Du nun gesättigt, unruhvolles, rachsüchtiges Herz? Kannst Du Dich des Elendes, des Jammers freuen? Nein! Nein! O könnte ich es ungeschehen machen mit all meinem Vermögen, und würde ich bettelarm, ich wollte es! Arme, arme, unglückliche Frau! Ich hätte nimmer geglaubt, daß ich noch Dein Loos mit Zähren des Mitleids beweinen würde! Wenn Du ihn geliebt hast, wie ich, dann muß Dein Herz brechen, denn sein Tod bricht das meine."

Aengstlich ließ die Wittwe nach Ortolphs Befinden forschen, und sie erfuhr, daß er den nächsten Morgen nicht erleben werde, und daß seine Frau in dem elendesten und beklagenswerthesten Zustande sei, und diesen Schlag kaum überleben werde. „Ich habe sie gehaßt, bitter, wie nur immer ein Mensch den hassenswerthesten Verhaßten hassen kann," sprach die Stören: „und nun ist all mein Haß dahin, und sein starres Eis bricht, und wird zum Thränenwasser des Mitgefühls. Ich bin doch ein recht schwaches Weib! Ich dachte einst in meinem Wahne, ich würde freudig sterben können, wenn ich die Ortolph elend wüßte! Sie ist es, und ich bin es mit, und mir ist nicht geholfen mit ihrem Unglück!"

Die kranke Wittwe besprach sich heimlich mit ihrem

Arzte. Sie schien etwas Besonderes vorzuhaben. Gegen Abend, als es dämmerte, ging der Notar und Amtsactuar Felber zu ihr, und ein Geistlicher. Es war lange her, daß Felber nicht bei ihr war, auch war er noch nie in so ernsten Geschäften bei ihr gewesen, als an diesem Abend. Nach einer Stunde etwa ging der Arzt in das Amthaus.

Es standen zwei Betten in der Stube, in dem einen wimmerte leise, vom Schmerz gefoltert und den Tod ersehnend, der Amtmann Ortolph; in dem zweiten lag seine treue Gattin, unvermögend, ihrem Mann beizustehen, und fast aufgerieben von der Seelenquaal, ihn leiden zu sehen, ihn verlieren zu müssen, und ihm, den sie durch ein ganzes Leben treu geliebt, jetzt nicht die geringste Hülfe leisten zu können; selbst todtschwach, selbst zum Sterben bereit, und alle die Schmerzen, die der Gatte an seinem zerschmetterten Körper litt, mit der Seele tausendfach fühlend. Da trat der Arzt ein, und hieß die weinenden Kinder hinausgehen; er sprach leise mit der Kranken, und diese richtete sich mühsam im Bette auf, und heftete einen matten Blick auf ihren Gatten, der ruhig und duldend der Erlösung harrte.

Wieder brachten stille Männer etwas getragen, eine Sänfte, die sie vor der Thüre des Amtshauses nieder-

setzten. Der Arzt verließ das Krankenzimmer, und nach einer Weile führte er eine sehr bleiche und schwache Frau herein, die sich auf ihn gestützt, mit schwankenden Schritten den Krankenbetten nahte.

Sie mußte erst eine Minute lang Odem schöpfen, ehe sie zu sprechen vermochte; aus halb gebrochnen Augen sah sie der Amtmann an und seufzte leise. Madeline neigte grüßend ihr Haupt mit einem sehr schmerzlichen Blick, und winkte der Eingetretenen, sich zu setzen. Der Arzt verließ das Zimmer, und nun sprach die Besuchende: „Ich danke Ihnen für die Gunst, die Sie mir erweisen, wie dem Himmel für eine Gnade! Ach, Frau Amtmännin! Wir Drei stehen dem Himmel näher, als der Erde, so wollen wir das Irdische vergessen! Ach, armer Ortolph, das war eine traurige Heimkehr. — Ich habe nur einen Wunsch noch auf der Welt: mit Euch versöhnt zu sterben! Ja, eine Sterbende komme ich zu den Todtkranken, und bitte ihnen meinen Haß ab! Kann Madeline mir vergeben? Wird mir der Mann vergeben, den ich grenzenlos liebte, daß ich ihn liebte? Ach Ortolph, Dir habe ich eigentlich nur meine Liebe abzubitten!" — Die Wittwe konnte vor Thränen und Erschöpfung nicht weiter reden. Madeline reichte ihr die Hand, und sprach leise: „Ich habe Sie nur kurze

Zeit gehaßt! Was Sie mir gethan, ist längst vergeben und vergessen."

Der Amtmann ließ ihr unter Schmerzen seine Hand, und blickte sie mild und verzeihend an; sprechen konnte er ja nicht. Die Stören sprach auch nichts mehr, sie weinte heftig, und legte ein versiegeltes Papier in Madelinens Hand. Schluchzend flüsterte sie noch: „Friede mit Euch und — mir — droben sehen wir uns — versöhnt wieder!" Sie ging, auf ihre harrende Dienerin gestützt, und ließ sich wieder nach Hause tragen. —

Um Mitternacht verschied der Amtmann Ortolph. — Als es früh die Stören erfuhr, lächelte sie still vor sich hin; eine Stunde später war auch sie hinübergeschlummert.

Jenes Papier in Madelinens Hand enthielt das Testament der Wittwe. Die Kinder Ortolphs waren zu ihren Universalerben eingesetzt. Madeline folgte dem Gatten nach wenigen Tagen.

Auf dem Kirchhofe in S. liegen die drei Gräber neben einander. Weinend pflanzten die Kinder Rosen auf die Todtenhügel der Heimgekehrten. An ihnen waren Houwalds Worte wahr geworden:

Der beste Friedensstifter bleibt der Tod!
Er hemmt die Unruh in der Uhr der Brust,
Und läßt den Zeiger stehn auf Mitternacht. —

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bechstein, Ludwig,

Novellen und Phantasieblüthen

Bd.: 1

Leipzig (1835)

P.o.germ. 79 uf-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105121-0